

Ph. Sp.

518²

Ph. Sp.
518^r

Luthe

BEITRÄGE ZUR LOGIK.

VON

DR. WERNER LUTHE.

ERSTER THEIL.

BERLIN.

VERLAG VON W. WEBER,

1872,

LB



V o r w o r t.

Die Beiträge zur Logik sollen die Hauptpunkte der gewöhnlichen Logik untersuchen. Wenn sie an einigen Stellen über das Gebiet derselben hinübergreifen, so geschieht es, um nicht Zusammengehöriges zu trennen.

Obschon der Standpunkt der gewöhnlichen Logik unzweifelhaft unhaltbar ist, so bildet sie doch die Norm für die Auswahl des Stoffes. Denn nur wenn das Wesen der Gegenstände, die in ihr zusammengefasst sind, erkannt ist, lässt sich der Begriff und die Aufgabe der Logik mit Sicherheit bestimmen. So ist z. B. ihre Fassung wesentlich dadurch bedingt, ob der Begriff metaphysische oder erkenntnistheoretische Bedeutung hat.

Auf Grund der Beiträge beabsichtigt der Verfasser die Frage nach dem Begriff und der Aufgabe der Logik einer eingehenderen Untersuchung zu unterwerfen. Der Anfang ist mit einer Abhandlung

im 60. Band der Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik gemacht.

Dass die einzelnen Untersuchungen der Beiträge unvermittelt neben einander stehen, bedarf für den, der ihren Stoff berücksichtigt, keiner Rechtfertigung.

Dem vorliegenden ersten Theile, der sich mit der Lehre von der Vorstellung, dem Begriff und Urtheil befasst, wird der zweite voraussichtlich bald folgen.

Berlin, im November 1871.

Der Verfasser.

Inhalt.

I. Vorstellung und Begriff.

	Seite.
1. Die allgemeine Vorstellung	1
2. Der Begriff	2
a) Hegel	2
b) Schleiermacher	4
c) Trendelenburg	7
d) Ulrici	8
e) Die gewöhnliche Definition des Begriffes	10
α) Der Begriff des Wesens	11
β) Kritik der gewöhnlichen Definition des Begriffes	15
f) Definition des Begriffes	16
g) Allgemeinheit des Begriffes	16

II. Das Urtheil.

1. Der Begriff desselben	18
a) Definition	18
b) Kritisches	20
α) Aristoteles	20
β) Kant	21
γ) Hegel	25
δ) Beneke	28
ϵ) Ulrici	31
ζ) Schleiermacher	33
η) Trendelenburg	35
θ) Herbart	37
ι) Ueberweg	37

	Seite.
2. Die Eintheilung der Urtheile	39
a) Der Relation nach	39
α) Ist die Eintheilung erschöpfend?	39
β) Stehen sich kategorische und hypothetische Sätze wie unbedingte und bedingte gegenüber?	39
β^1) Ueberweg	39
β^2) Herbart. — Drobisch	42
γ) Der hypothetische Satz	47
δ) Der disjunktive Satz	48
ϵ) Die übrigen Satzarten	50
b) Urtheile des Inhaltes und Umfanges	51
c) Analytische und synthetische Urtheile	51
d) Eintheilung der Urtheile nach der Quantität	54
e) Nach der Modalität	55
α) Das apodiktische Urtheil	55
α^1) Der Begriff der Nothwendigkeit	55
α^2) Reale und logische Nothwendigkeit	55
α^3) Ulrici's Unterscheidung einer doppelten Nothwen- digkeit	56
β) Das problematische Urtheil	57
β^1) Der Begriff der Möglichkeit	58
β^2) Reale und logische Möglichkeit	58
γ) Das assertorische Urtheil	59
δ) Unhaltbarkeit der Eintheilung	59
f) Nach der Qualität. — Die Negation	60
α) Die Unhaltbarkeit der Eintheilung	60
β) Die objektive Gültigkeit der Negation	60
γ) Kontradiktorisch entgegengesetzte Begriffe	60
δ) Des Aristoteles Lehre von der Wahrheit kontradik- torisch entgegengesetzter Sätze	61

I. Vorstellung und Begriff.

1. Die allgemeine Vorstellung.

Im Gegensatze zu den Einzelvorstellungen werden allgemeine Vorstellungen diejenigen genannt, welche einen Theil des Inhalts mehrerer anderer bilden. Sie setzen eine Abstraktion der ungleichen Elemente der Einzelvorstellungen voraus. Diese wird aber nie vollzogen. Es müsste z. B. zur Bildung der allgemeinen Vorstellung, die das Wort »Pferd« bezeichnet, von der verschiedenen Farbe, für die Bildung der allgemeinen Vorstellung, die das Wort »Dreieck« bezeichnet, von der verschiedenen Länge der Seiten abstrahirt werden. Beides ist unmöglich. Es gibt demnach keine allgemeine Vorstellungen.

Freilich hat man Zeichen für dieselben; die meisten Wörter sind solche. Gibt es aber deshalb allgemeine Vorstellungen? Aus dem Zeichen $\sqrt{-}a$ folgt nicht, dass das Bezeichnete eine wirkliche Grösse ist. Ebenso wenig sind deshalb durch Abstraktion gebildete Vorstellungen wirklich, weil es Zeichen für dieselben gibt.

Allerdings sind die Vorstellungen dieser Zeichen allgemein; aber sie sind keine allgemeine Vorstellungen, den Ausdruck in der oben angegebenen Bedeutung genommen. Wenn nämlich Einzelvorstellungen und allgemeine Vorstellungen einander gegenüber gestellt werden, so handelt es sich um ein bestimmtes Allgemeinsein: Es muss die allgemeine Vorstellung einen Theil der Einzelvorstellungen bilden, denen sie gemeinsam ist. Man pflegt dies zu übersehen.

Es gibt also keine allgemeine sondern nur Einzelvorstellungen. Freilich können letztere als allgemein gesetzt werden, und es gibt Zeichen für derartige Einzelvorstellungen.

Was die Entstehung der sogenannten allgemeinen Vor-

stellungen angeht, so hat man angenommen, sie bildeten sich durch Verschmelzung des Gleichen in den Einzelvorstellungen. Mit Recht bestreitet Ulrici diese Ansicht.

Eine Verschmelzung des Gleichen setzt voraus, dass das Gleiche vom Ungleichen getrennt gedacht sei; sonst verschmilzt nicht bloss das Gleiche sondern das Ungleiche mit dem Gleichen. Eine derartige Trennung ist jedoch, wie vorher bemerkt wurde, unmöglich. Von einem Dreieck z. B. kann nicht die bestimmte Länge seiner Seiten und Grösse seiner Winkel getrennt werden, so dass bloss das in allen Dreiecken Gleiche übrig bliebe. Aus einem bestimmten Roth kann nicht das allem Roth Gemeinsame ausgeschieden werden. Es kann demnach die allgemeine Vorstellung nicht durch Verschmelzung des in den Einzelvorstellungen Gleichen entstehen.

Die Entstehung einer allgemeinen Vorstellung würde zunächst das Bewusstsein der Aehnlichkeit mehrerer Einzelvorstellungen voraussetzen. Dieses kann sich nur im Gegensatz zu verschiedenen Vorstellungen bilden. Das Bewusstsein, dass mehre Blätter als solche ähnlich sind, könnte nicht entstehen, wenn ausser den Blättern nicht auch Anderes vorgestellt würde. (vgl. Ulrici, System der Logik S. 455.)

Man hat jedoch mit dem Bewusstsein der Aehnlichkeit mehrerer Einzelvorstellungen noch keine allgemeine Vorstellung. Allgemein ist in den ähnlichen Einzelvorstellungen nur das Gleiche. Also erst wenn dieses aus denselben abstrahirt würde, erhielte man eine allgemeine Vorstellung. Da nun aber eine derartige Abstraktion unmöglich ist, so kommt man auf die angegebene Weise nur zu Vorstellungen, die als allgemein gesetzt werden.

2. Der Begriff.

Wie ist der Begriff zu definiren?

a) Bei Hegel bildet er bekanntlich eine Stufe in der dialektischen Entwicklung der Idee. Er geht zunächst aus der Substanz hervor. »Der Verlauf der Substanz durch die Causalität und Wechselwirkung ist nur das Setzen, dass die Selbständigkeit die unendliche negative Beziehung auf sich ist, — negative überhaupt, in der das Unterscheiden und Vermitteln zu einer Ursprünglichkeit gegeneinander selbständiger Wirklichen wird, — unendliche Beziehung auf sich selbst, indem die Selbständigkeit derselben eben nur

als ihre Identität ist.« (Encyclopädie § 157.) D. h. der Verlauf der Substanz durch die Causalität und Wechselwirkung ist das Setzen des Begriffes. »Der Begriff als solcher enthält die Momente der Allgemeinheit, als freier Gleichheit mit sich selbst in ihrer Bestimmtheit, — der Besonderheit, der Bestimmtheit, in der das Allgemeine ungetrübt sich selbst gleich bleibt, und der Einzelheit, als der Reflexion in sich der Bestimmtheiten der Allgemeinheit und Besonderheit.« (a. a. O. § 163.)

Wie sucht Hegel den abweichenden Gebrauch des Wortes »Begriff« zu rechtfertigen?

Der Begriff soll keine andern Momente haben als das Ich. Hegel beruft sich für diese Ansicht auf Kant's Behauptung, dass von der Einheit des Bewusstseins die Beziehung der Vorstellungen auf ein Objekt und demnach ihre objektive Gültigkeit abhängt. Der Gegenstand soll seine Objektivität im Begriffe erhalten. »Dieser ist die Einheit des Selbstbewusstseins, in die er aufgenommen worden; seine Objektivität oder der Begriff ist daher selbst nichts Anderes, als die Natur des Selbstbewusstseins; hat keine andere Momente oder Bestimmungen, als das Ich selbst.« (Logik (H. W.) III. S. 15 f.)

Unzweifelhaft ist ein Objekt — das Wort im Kant'schen Sinne gebraucht — nur möglich unter Voraussetzung der Einheit des Bewusstseins. Aber diese Einheit ist nicht die Einheit des Objektes. In ihrem Begriff liegt nur, dass das Ich in verschiedenen Bestimmungen dasselbe ist, nicht aber dass diese Bestimmungen zu Einer Vorstellung geeinigt sind, dass sie die Einheit des Objektes haben.

Noch viel weniger ist natürlich die Einheit des Selbstbewusstseins das Objektive oder der Begriff selbst.

Damit übrigens nur der Schein entstehen kann, dass Hegels Begriff sich auf Kant stütze, muss dem Kant'schen Begriff der Objektivität eine andere Bedeutung untergeschoben werden. Sonst würde dasselbe, was Hegel von dem Begriff annimmt, auch von der Vorstellung gelten. Oder bezeichnet etwa Kant Vorstellungen wie Mensch, Thier u. s. w. nicht als Objekte? Ist eine Linie, die er Objekt nennt, ein Begriff? (vgl. Kritik der reinen Vernunft 2. Aufl. S. 137 f.) Hegel gibt der Objektivität eine andere Bedeutung, indem er sie auf den Begriff beschränkt, während die Vorstellung nur die Erscheinung enthalten soll. Diese Verwechslung der Begriffe wird aller-

dings dadurch begünstigt, dass Kant gleichfalls die Vorstellung dem Objekte gegenüberstellt, natürlich aber in einem ganz andern Sinne. (vgl. Krit. d. r. V. a. a. O.)

Also durch Kant's Ansichten kann Hegel die Bedeutung seines Begriffes nicht rechtfertigen.

»Wenn in der oberflächlichen Vorstellung«, sagt er ferner, »von dem, was der Begriff ist, alle Mannigfaltigkeit ausser dem Begriffe steht, und diesem nur die Form der abstrakten Allgemeinheit oder der leeren Reflexionsidentität zukommt, so kann schon zunächst daran erinnert werden, dass auch sonst für die Angabe eines Begriffs oder die Definition zu der Gattung, welche selbst schon eigentlich nicht rein abstrakte Allgemeinheit ist, ausdrücklich auch die spezifische Bestimmtheit gefordert wird. Wenn nur mit etwas denkender Betrachtung darauf reflektirt würde, was dies sagen will, so würde sich ergeben, dass damit das Unterscheiden als ein ebenso wesentliches Moment des Begriffes angesehen wird.« (Logik III. S. 21 f.)

Es liegt auf der Hand, dass Hegel Begriff und Definition verwechselt. Ausserdem besteht auch zwischen seinem Begriffe und der Definition nur eine gewisse Aehnlichkeit. Das Wesen der letztern kann also den erstern nicht begründen.

Es wird somit dem Begriffe willkürlich eine fremde Bedeutung untergeschoben.

Ob das, was das Wort bezeichnen soll, sich wirklich im dialektischen Prozesse ergibt, kann hier natürlich nicht untersucht werden. Etwas vom Begriffe wesentlich Verschiedenes gehört nur in soweit in die Lehre von demselben, als zu beweisen ist, dass es fälschlich Begriff genannt wird.

b) Nach Schleiermacher ist der Begriff im engern oder eigentlichen Sinne die Durchdringung von Formel und Schema. (Dialektik S. 557 und § 285.) Das Schema oder der Begriff im weitern Sinne ist das als verschiebbar, daher allgemein gedachte einzelne Bild. (S. 213.) Im Schema ist das Wesen des Dinges nicht unmittelbar gesetzt, weil mit dem mannigfaltigen nicht der Grund der Nothwendigkeit der Verknüpfung gesetzt ist. (§ 285.) Formel ist das Resultat des blossen Deduktionsprozesses. Sie wird gebildet durch zusammengesetzte Entgegensetzung. (§. 284 u. S. 556 f.)

Schleiermacher verwechselt zunächst den Begriff überhaupt und den wissenschaftlich gültigen Begriff. Es kann der erste keine Deduktion voraussetzen. Sonst müsste der

Begriff des Begriffes abhängig sein von dem bestimmten Inhalt desselben.

Angenommen ferner man dürfe mit dem Worte »Begriff« den wissenschaftlich gültigen Begriff bezeichnen, so setzt dieser keine Durchdringung von Formel und Schema voraus. Man nehme etwa die wiederholt von Schleiermacher als Beispiel angeführten Begriffe der musikalischen Instrumente. Sie werden folgender Maassen deduzirt: »Das Instrument ist Identität von schwingendem Körper und bewegter Luft. Entweder der schwingende Körper wird unabhängig bewegt und bewegt die Luft — Saiteninstrument im weitesten Sinne; oder die Luft wird unabhängig bewegt und bewegt den schwingenden Körper« — Blasinstrument. (a. a. O. S. 244.) Angenommen der Begriff des Saiteninstrumentes setze die Erkenntniss voraus, dass dasselbe Identität sei von schwingendem Körper, der unabhängig bewegt wird, und Luft, die er bewegt, so braucht diese nicht durch Deduktion gewonnen werden. Eine einfache Reflexion auf die Saiteninstrumente ergibt dasselbe.

Es braucht ferner kaum bemerkt zu werden, dass ein wissenschaftlich gültiger Begriff keine zusammengesetzte Entgegensetzung voraussetzt. Begriffe wie Grösse, Baum u. s. w. beweisen dies hinlänglich. Es kann nach Schleiermachers Definition höchstens einige wenige Begriffe geben. Er selbst verschliesst sich nicht ganz dieser Einsicht. (vgl. a. a. O. S. 354.)

Die seltsame Ansicht, die er vom Begriffe hat, hängt mit seinen erkenntnistheoretischen Anschauungen zusammen. Die Idee des Wissens soll nur realisirt werden können in der Vereinigung des Induktions- und des Deduktionsprozesses. Im Begriff soll diese Vereinigung gegeben sein. Um die gewöhnliche Bedeutung desselben kümmert sich Schleiermacher ebenso wenig wie Hegel. Es scheint, dass auch seine Ansicht vom Begriff wesentlich durch die etymologische Verwandtschaft der Wörter »Begriff« und »begreifen« bestimmt ist. Bei Hegel ist dies notorisch.

Nebenbei mag einiges bemerkt werden über die Beziehung, die Schleiermacher dem Begriff zur Wirklichkeit gibt. Dem Begriff überhaupt sollen die relativ substantiellen Formen, dem höhern und niedern das Sein als Kraft und Erscheinung entsprechen. (S. 510. XXXVII., vgl. auch § 181.) Die Art ist eine Erscheinung der Gattung und das Einzelobjekt eine Erscheinung der Art. (S. 512. Vorles.)

Ueberweg behauptet, diese Ansicht Schleiermacher's wurzele in der Aristotelischen von der thätigen Kraft (*ἐντελέχεια*) als dem Wesen und dürfe in diesem Sinne als berechtigt anerkannt werden. (System d. Logik 3. Aufl. S. 123.)

Die Entelechie bezeichnet bei Aristoteles die aus der Potenz hervorgegangene Vollendung des Dinges. (vgl. Trendelenburg de anima zu II. 1.) Unstreitig ist also die dem niedern Begriffe entsprechende Erscheinung und nicht die dem höhern entsprechende Kraft als Entelechie zu bezeichnen. Aristoteles fasst auch die Entelechie gar nicht als Kraft auf. Er sagt zwar von der *ὄψις*, dass sie die Entelechie des Auges sei, und die Seele ist ihm die Entelechie des Körpers. In beiden Fällen bezeichnet das Wort eine Kraft. Aber es folgt daraus nicht, dass dies im Begriffe desselben liegt. Es ist z. B. das Beil die Entelechie des Eisens aber nicht die Kraft desselben.

Trendelenburg, der die Schleiermacher'sche Kraft mit der Aristotelischen *δύναμις* vergleicht, wendet gegen jenen ein: »Das Erz, die Möglichkeit einer Bildsäule, eines Geräthes, eines Werkzeuges, kann nicht der höhere Begriff derselben genannt werden, es sei denn, dass man eine äussere Unterordnung wolle. Die Kraft des Auges zu sehen ist nicht der höhere Begriff der einzelnen Bilder, die Bewegungskraft des Armes nicht der höhere Begriff seiner mannigfaltigen wirklichen Drehungen.« (Logische Untersuchungen 2. Aufl. II. S. 234 f.)

Unserer Ansicht nach versteht Schleiermacher unter Kraft im Gegensatze zur Erscheinung nicht jede Potenz, sondern nur die, welche das Wesen der Erscheinung enthält. So sagt er z. B. (Entwurf eines Systems der Sittenlehre, herausgeg. von Schweizer, § 52): »Das Zugleich von Kraft und Erscheinung als Kraft oder auf allgemeine Weise gesetzt ist das Wesen.«

Ferner nennt er die einzelnen Bilder, welche die Kraft des Auges, und die einzelnen Drehungen, welche die Bewegungskraft des Armes hervorbringen, nicht Erscheinungen sondern Thatsachen. Die Erscheinung ist nämlich eine relativ feststehende und sich gleichbleibende Form des Seins. »Nur die Thatsachen sind es, die das wechselnde aussagen.« (vgl. besonders Dialektik S. 419 u. S. 510 ff.) Es ist allerdings zuzugestehen, dass es Stellen gibt, wo der Begriff der Erscheinung eine allgemeinere Bedeutung hat, so dass er auch die Thatsachen unter sich begreift. Nimmt man

ihn jedoch in diesem Sinne, so betrachtet Schleiermacher nicht die einzelnen Drehungen, sondern den sich drehenden Arm als die Erscheinung der Kraft des Armes. Erscheinung ist nämlich das, was den niedern Vorstellungen, nicht aber das, was dem Individuellen in ihnen, d. h. demjenigen, was sie zu niedern Vorstellungen macht, entspricht. (vgl. z. B. §. 181.)

Zu billigen ist freilich Schleiermacher's Lehre nicht. Es kann zwar die Gattung als eine der Art und die Art als eine dem einzelnen Dinge zu Grunde liegende produktive Kraft gedacht werden. Unzulässig ist es aber, die Art als eine Erscheinung der Kraft der Gattung zu bezeichnen. Diese erscheint zwar nur in der Art, oder genauer in der Erscheinung der Art. Aber die Erscheinung der Art ist nicht nur eine Erscheinung der Gattung, und noch viel weniger ist die Art eine Erscheinung der Gattung. Denn Erscheinung ist nichts Anderes als Kraft, insofern sie auf den Geist wirkend gedacht wird. Dasselbe gilt natürlich von dem einzelnen Dinge. Schleiermacher begeht den Fehler, dass er das, in dessen Erscheinung etwas Anderes mit erscheint, als eine Erscheinung dieses letztern bezeichnet.

c) Trendelenburg bestimmt den Begriff als die Form des Denkens, der im Sein die Substanz entspricht. Da der Charakter des Denkens die Allgemeinheit ist, so kann der Begriff auch als die allgemein gefasste Substanz bezeichnet werden. (Logische Untersuchungen 2. Aufl. II. S. 216 f.)

Es fragt sich zunächst, ob dieser Begriff nicht zu enge sei. Es gibt Begriffe von Thätigkeiten und Eigenschaften. Kann man sagen, dass sie die Substanz derselben enthalten? »Die Thätigkeit ist zwar«, heisst es in den logischen Untersuchungen, »in einem Andern oder aus einem Andern und steht insofern der Substanz gegenüber. Da aber auch das endliche Ding nicht schlechthin selbständig ist, so ist der Gegensatz nicht fest. Die endliche Substanz beharrt als ein Ganzes im Raume, während sich die Thätigkeit gleichsam von ihr ablöst und entweder flüchtig den Raum durchläuft oder gar nur in der Zeit erscheint. Aber wie die Substanzen im Raume, so scheiden sich die Thätigkeiten in der Zeit, und der Geist schliesst sie in diesem Elemente zu einem Ganzen ab. Endlich ist keine Thätigkeit so arm, dass sich zu ihr nicht andere Thätigkeiten, wie Accidenzen zur Substanz verhalten sollten. Je mehr sie eine erzeugende Kraft hat, je mehr sie sich unterscheidet, oder An-

deres erregt, desto mehr ist sie wie die Substanz Quelle von Anderem. In diesen drei Punkten liegt die Möglichkeit, dass die Thätigkeit die substantielle Form des Begriffes annehmen kann. Die Thätigkeit ist zur Sache geworden, wenn von ihrem Begriffe die Rede ist.«

Es erheben sich hiergegen zwei Bedenken. Einmal können Thätigkeiten, abgesehen von den geistigen, nie ohne ein Ding, dem sie inhäriren, gedacht werden; z. B. fliegen nicht ohne etwas, das fliegt. Also müssen sie stets den Charakter des Accidentellen an sich tragen. Wenn der sprachliche Ausdruck für eine Thätigkeit als Substantivum gebraucht wird, so wird damit eine Abstraktion bezeichnet, die nie vollzogen werden kann. Anders verhält es sich mit den Dingen. Sie können zwar auch als etwas Accidentelles betrachtet werden, brauchen es aber nicht. Ferner liegt im Begriff der Thätigkeit in soweit ein Gegensatz zum Begriff der Substanz, als jene nur als etwas Fliessendes, diese nur als etwas Beharrliches gedacht werden kann. Es kann also der Begriff der Thätigkeit nicht als Substanz gefasst werden. — Aehnliches gilt von den Eigenschaften.

Dass auch der Begriff von Dingen nicht eine Vorstellung der Substanz derselben ist, dürfte durch das, was weiter unten über die gewöhnliche Definition des Begriffs bemerkt ist, hinlänglich klar werden. Dass die Allgemeinheit demselben nicht wesentlich ist, soll gleichfalls später gezeigt werden.

d) »Die Allgemeinheit als Kategorie«, lehrt Ulrici, »ist der logische Begriff, oder was dasselbe ist, der formale Begriff der Allgemeinheit fällt in Eins zusammen mit dem Begriff als logischer Form überhaupt. Der logische Begriff ist sonach die formale, allgemeine Allgemeinheit, zu welcher sich jene mannigfaltigen Totalitäten als die concreten, bestimmten Allgemeinheiten, die mittelst der Kategorie des Begriffes gesetzt werden, wie die Besonderheit der einzelnen Dinge zu ihrer Allgemeinheit verhalten.« (System der Logik S. 452.)

Zur Erklärung muss Folgendes hinzugefügt werden: Die verschiedenen Kategorien stimmen darin überein, dass sie allgemein sind. Diese ihre Allgemeinheit wird als Kategorie aufgefasst, unter welche die übrigen Kategorien als bestimmte Allgemeinheiten fallen; sie wird der logische Begriff genannt. (S. 451.)

Gesetzt jeder Begriff sei allgemein, so bildet doch die

Allgemeinheit nicht den Begriff des Begriffes. In dem Satze: »Es herrscht allgemeine Hungersnoth« ist die Hungersnoth etwas Allgemeines. Aber ist sie deshalb Begriff? Es müsste aber jedes Allgemeinsein eine Vorstellung zum Begriff machen, wofern der Begriff der Allgemeinheit mit dem Begriff als logischen Form in Eins zusammenfielen.

Dass übrigens nicht jeder Begriff allgemein zu sein braucht, wird sich weiter unten zeigen.

Ulrici unterscheidet ferner nach der Eintheilung der Kategorien zwei Klassen von Begriffen: Wesenheits- und Beschaffenheitsbegriffe. Er identifizirt sie mit den Subjekts- und Prädikatsbegriffen. »Alle concreten Subjektbegriffe, also alle Gattungsbegriffe der Dinge gehören als Artbegriffe unter den kategorischen Gattungsbegriff der Wesenheit oder des Wesens überhaupt.« »Ebenso fallen alle Prädikatbegriffe, also alle Gattungsbegriffe der Bestimmtheiten der Dinge, als Artbegriffe zunächst unter den allgemeinen Gattungsbegriff der Beschaffenheit (Bestimmtheit) überhaupt.« (A. a. O. S. 474, vgl. auch S. 467.)

Die Schwierigkeit, die einer Eintheilung der Begriffe in Subjekts- und Prädikatsbegriffe entgegensteht, wird Ulrici selbst nicht entgangen sein: Ein und derselbe Begriff kann als Subjekt und als Prädikat gebraucht werden.

Es fragt sich weiter, ob wirklich alle Subjektbegriffe oder, was das Wort bezeichnen soll, alle Begriffe von Dingen als Artbegriffe unter den kategorischen Gattungsbegriff der Wesenheit gehören. Ist ein Begriff von einem Dinge die allgemeine Vorstellung desselben — nach der obigen Definition muss er dies sein — so braucht er nicht seine Wesenheit zu enthalten. Ulrici erkennt dies selbst an. Wenn er nämlich zugibt, dass nur die sachgemässen Subjektbegriffe eine Erkenntniss des Wesens voraussetzen, so ist eben damit gesagt, dass diese für den Begriff überhaupt nicht erforderlich ist. Ausserdem darf er auch deswegen den Begriff nicht als Vorstellung der Wesenheit fassen, weil er Beschaffenheits- und Wesenheitsbegriffe unterscheidet.

Nebenbei mag noch bemerkt werden, wie die Begriffe objektive Gültigkeit erhalten sollen. Unsere subjektiven Begriffe, sagt Ulrici, sind ohne adäquate Objektivität, weil uns nicht die Gesamtheit der unter einen Begriff fallenden Exemplare zur Bildung derselben zu Gebote steht. »Auf Grund der Erfahrung würden wir daher niemals die volle Gewissheit gewinnen, dass alle Dinge der Welt oder

auch nur der irdischen Natur begrifflich unterschieden, unter Gattungen befasst sein, und noch weniger, dass unsere Begriffe, z. B. der Pflanze, des Thieres, der Objektivität entsprechen. Nur die logische Nothwendigkeit, dass die Dinge, so gewiss sie überhaupt unterschieden sind, nur gemäss den Kategorieen unterschieden sein können, eben damit aber nothwendig unter Gattungen resp. Arten befasst, das heisst begrifflich unterschieden sein müssen, erzeugt zunächst unmittelbar, im blossen Gefühle, die Unvollkommenheit der Erfahrung und gewährt, zum Bewusstsein gebracht, jene reelle Gewissheit, welche der Erfahrung mangelt. Diese logische Nothwendigkeit wirkt insofern zur Erzeugung unserer Begriffe mit, als nur mittelst ihrer jeder concrete Gattungsbegriff als ein allgemeiner, alle Exemplare unter sich befassender Begriff unserm Bewusstsein sich darstellt.« (System der Logik S. 480 f.)

Wir können uns diesen Ansichten nicht anschliessen. Es kann zunächst die Ungewissheit, ob der auf Grund des bekannten Einzelnen gebildete Begriff für alles Einzelne, das unter denselben zu fassen ist, gültig sei, die begriffliche Bestimmtheit der Dinge nicht zweifelhaft machen. Die Kenntniss der Gesamtheit des Einzelnen kann nämlich nur eine Modifikation der Bestimmungen des Begriffes bewirken, nicht aber die Objektivität desselben in Frage stellen. Ausserdem beweist auch das Unterschiedensein der Dinge nach den Kategorien nicht ihre sonstige begriffliche Bestimmtheit. Gesetzt aber ferner, letzteres sei der Fall, so folgt hieraus doch nicht die objektive Gültigkeit der einzelnen Begriffe, die auf Grund von einem Theil der Exemplare, die unter sie gefasst werden müssen, gebildet sind. Es müsste sonst die begriffliche Bestimmtheit von Dingen bewirken, dass ein bestimmter Begriff von ihnen objektiv gültig ist. So müsste z. B. daraus, dass die dem Worte »Pflanze« entsprechenden Dinge begrifflich bestimmt sind, folgen, dass ein bestimmter Begriff der Pflanze objektiv gültig ist. Dies ist offenbar unrichtig.

e) Gewöhnlich wird der Begriff als die Vorstellung des Wesens erklärt. *) So sagt z. B. Ueberweg: »Der Begriff

*) Dass es falsch ist, den Begriff als klare und deutliche Vorstellung zu definiren, braucht nicht weiter bewiesen zu werden. Noch weniger darf man sagen, dass das Denken „sofern es an den Vorstellungen nur das betrachtet, was in ihnen vorgestellt wird, das Vorgestellte, und absieht von allen subjektiven Bedingungen des Vorstellens, Begriffe bildet.“

ist diejenige Vorstellung, in welcher die Gesamtheit der wesentlichen Merkmale oder das Wesen der betreffenden Objekte vorgestellt wird.« (System d. Logik § 56.)

a) Diese Definition involvire eine Begriffsbestimmung des Wortes »Wesen.«

a¹) »Das Wesen«, sagt Hegel, »ist als das durch die Negativität seiner selbst sich mit sich vermittelnde Sein, die Beziehung auf sich selbst, nur indem sie Beziehung auf Anderes ist, das aber unmittelbar nicht als Seiendes sondern als ein Gesetztes und Vermitteltes ist.« (Encyclopädie § 112.)

Vermittelt sich das Wesen durch die Negativität seiner selbst mit sich? Der Begriff desselben setzt das Unwesentliche voraus. Sich mit sich vermitteln kann dies jedoch nur in metaphorischer Redeweise genannt werden, wenn nämlich das Wesen hypostasirt wird. — Das sich auf sich Beziehen ist gleichfalls ein falscher bildlicher Ausdruck.

Ferner setzt das Wesentliche nicht das Unwesentliche. Wenn Elemente eines Objektes als wesentlich und unwesentlich einander gegenübergestellt werden, so werden sie nach der Bedeutung, die sie für dasselbe haben, unterschieden. Ihr sonstiges Verhältniss wird nicht bestimmt. Freilich ist mit dem Begriff des Wesentlichen der des Unwesentlichen gesetzt. Aber daraus folgt nicht, dass das, was als Wesen gefasst wird, das Unwesentliche setzt. Sonst müsste das Wesentliche eben so wohl ein vom Unwesentlichen Gesetztes sein, denn auch der Begriff des letztern setzt den des erstern voraus.

Es ist ferner auch irrthümlich, wenn das Wesen als aufgehobenes Sein oder als Negation der Sphäre des Seins gefasst wird. (Wissenschaft der Logik II. S. 8.) Durch Unterscheidung der Bedeutung der Elemente eines Objektes kann das Sein nicht aufgehoben werden. Das Unwesentliche sowohl wie das Wesentliche werden gerade so als seiend gedacht, wie das Objekt vor der Unterscheidung seiner Elemente.*)

Es ist demnach der Hegel'sche Begriff vom Wesen durchaus verschieden von dem gewöhnlichen.

*) Nebenbei mag bemerkt werden, dass es völlig inkonsequent ist, wenn Hegel in die dialektische Entwicklung des Wesens den Passus über „das Wesentliche und Unwesentliche“ aufnimmt. Wenn „das Sein oder Dasein“ (indem es sich zum Wesen bestimmt hat) „sich nicht als anderes, denn das Wesen ist, erhalten hat,“ was soll es denn, dass das Sein dem Wesen als ein Anderes gegenübergestellt wird?

α^2) Ulrici nennt Wesenheit eines Dinges die Einheit, in der die mannigfaltigen unterschiedenen Momente desselben mit und in einander bestehen. »Ist nun die Wesenheit eines Dinges jene in der Mannigfaltigkeit seiner Momente immanente Einheit, so sind ihm nothwendig alle diejenigen Bestimmtheiten wesentlich, ohne welche diese Einheit und damit das Ding selbst nicht bestehen kann, mit deren Fehlen oder Anderswerden die Einheit anders wird, d. h. sich aufhebt So ist verdampftes Wasser noch immer wesentlich Wasser, ein tauber, blinder Mensch noch immer wesentlich Mensch; aber in Hydrogen und Oxygen zersetztes Wasser ist kein Wasser, ein todter Mensch, ein abgestorbener Baum kein Mensch, kein Baum.« (System der Logik S. 318 f.)

Der Begriff ist unserm Ermessen nach zu weit. Nicht bloss die Wesenheit eines Dinges, sondern dieses selbst kann als Einheit, in der die mannigfaltigen Momente bestehen, bezeichnet werden. Es hätte also die Einheit, die Wesenheit ist, genauer bestimmt werden müssen.

Wenn Ulrici sagt, dass das Leben für den Begriff »Mensch« etwas Wesentliches, das Augenlicht hingegen etwas Unwesentliches ist, so ist es eine bestimmte Einheit, deren Elemente als wesentlich bezeichnet werden, nämlich die, welche durch das Wort »Mensch« ausgedrückt wird. (vgl. S. 13.)

Die Definition Ulrici's erklärt sich übrigens dadurch, dass er die Wesenheit als allgemeine Kategorie auffasst, unter die Kategorien wie Substanz, Ganzes, Inhalt u. s. w. als Arten fallen. Er muss deshalb dem Worte eine allgemeinere Bedeutung geben.

α^3) Man hat ferner das Wesen eines Objectes als das bestimmt, ohne das dasselbe nicht bestehen könnte.

Es muss zunächst ein Missverständniss ferngehalten werden. Der Begriff des Wortes »wesentlich« ist weiter als der des Wortes »Wesen.« Er bedeutet nämlich nicht nur »zum Wesen gehörig«, sondern »für etwas wesentlich« heisst so viel als »für etwas nothwendig«. So drückt z. B. der Satz: »Wasser ist für die Existenz des Fisches wesentlich« offenbar nicht den Gedanken aus, dass das Wasser zum Wesen der Existenz des Fisches gehört.

Ist nun das Wesen eines Objectes das, ohne das dasselbe nicht bestehen kann? Ein Object kann als etwas individuell Bestimmtes nicht bestehen ohne seine individuellen Bestimmtheiten; so z. B. dieses Pferd, als dieser bestimmte

Gegenstand, nicht ohne seine Farbe. Gehört diese aber deshalb zum Wesen des Pferdes? Gehört jede Bestimmtheit eines Objectes zu seinem Wesen?

Es liegt der Definition denn auch der Gedanke zu Grunde, dass das Wesen eines Objectes das ist, ohne das es seinem Wesen nach nicht bestehen kann. Dass damit der Begriff des Wesens nicht bestimmt wird, ist klar.

α^4) Wesen eines Objectes soll ferner das sein, ohne das dasselbe nicht denselben Namen haben würde. Man begreift zunächst nicht, wie der sprachliche Ausdruck, dessen Bedeutung regelmässig durch eine ganz äusserliche Anschauung der Objecte bestimmt ist, das Wesen derselben bezeichnen kann. Ferner: welcher von den verschiedenen Ausdrücken, die einem Gegenstande beigelegt werden können, soll dessen Wesen bezeichnen? Z. B. das Wort »Schimmel« oder »Pferd« oder »Säugethier« oder u. s. w.? Es ist ganz richtig, dass Verschiedenes als Wesen eines Objectes angesehen werden kann. Aber warum sollte nur eine solche Vorstellung so aufgefasst werden können, für die ein sprachlicher Ausdruck da ist? Wie kann also dieser zur Bestimmung des Wesens dienen?

Gesetzt aber der Name bezeichnede stets das Wesen, und nur das, was derselbe bezeichnet, könnte als Wesen gedacht werden, so ist doch der Begriff des Wesens nicht definirt. Denn dadurch, dass der Gegenstand bestimmt wird, dem ein Prädikat zukommt, wird der Begriff dieses Prädikats nicht definirt.

α^5) Ueberweg gibt folgende Definition: »Wesentlich sind diejenigen Merkmale, welche a) den gemeinsamen und bleibenden Grund einer Mannigfaltigkeit anderer enthalten, und von welchen b) das Bestehen des Objectes und der Werth und die Bedeutung abhängt, die demselben theils als einem Mittel für Anderes, theils und vornehmlich an sich oder als einem Selbstzweck in der Stufenreihe der Objecte zukommt.« (System d. Logik 3. Aufl. S. 114 f.)

Zunächst kann auch etwas Unwesentliches der gemeinsame und bleibende Grund einer Mannigfaltigkeit anderer Merkmale sein. Ueberweg geräth ausserdem mit sich selbst in Widerspruch. »Nicht zureichend«, sagt er (a. a. O. S. 121), »ist die nicht seltene Erklärung der wesentlichen Merkmale als der bleibenden, beharrlichen Eigenschaften Denn in Hinsicht auf das Zeitmaass der Beharrung würde

jene Bestimmung gar nicht zutreffen, da oft die höchste und wesentlichste Form gerade die vorzüglichste, der rasch vorübergehende Culminationspunct des Lebens ist.«

Ferner darf das Wesen eines Objectes, wie vorher gezeigt ist, nicht bestimmt werden als das, ohne das das Object nicht bestehen könnte.

Dass nach demselben der Platz, den ein Object in der Stufenreihe der Objecte einnimmt, bestimmt wird, berührt seinen Begriff nicht.

Seltsame Anschauungen äussert Ueberweg ferner über die Art, wie das Wesen im Einzelnen erkannt wird. Beim Menschen soll es geschehen durch das Gefühl, vornehmlich aber durch das sittliche Gefühl und die daraus gebildeten sittlichen Ideen. (a. a. O. § 57.)

Das Gefühl zeigt an, wie irgend ein Eindruck sich zu der augenblicklichen Stimmung der Seele verhält. Also wird durch dasselbe nicht einmal die der Seele wesentliche Stimmung erkannt. Dies geschieht nur in der Weise, wie überhaupt das Wesen von etwas erkannt wird, nämlich durch Vergleichung der einzelnen Gefühle und Schätzung ihrer Bedeutung. — Ausserdem wäre auch mit einer Erkenntniss der wesentlichen Stimmung einer Seele nicht die des Wesens derselben überhaupt gegeben. Gehört z. B. die intellektuelle Bildung nicht zu ihrem Wesen? Oder wird auch diese durch das Gefühl erkannt? — Dasselbe gilt von der Erkenntniss des sittlichen Zustandes der Seele.

»Das Wesen oder (!) der innere Naturzweck des Thieres und der Pflanze«, heisst es weiter, »ist das Analogon der sittlichen Aufgabe des Menschen und nach dem Maasse dieser Analogie erkennbar.« Eine Widerlegung wird man nicht erwarten.

»Bei den unorganischen Naturobjecten tritt das Sein als Selbstzweck und die Selbstbestimmung hinter das Sein als Mittel für Anderes und mechanische Bestimmtwerden durch Anderes, und daher auch die Erkennbarkeit des innern Wesens hinter die Erkennbarkeit der äussern Verhältnisse mehr und mehr zurück.«

Wenn das Sittliche, das ihm Analoge oder gar die sittliche Aufgabe eines Objectes sein Wesen bildet, so kann natürlich von einem Wesen der unorganischen Dinge keine Rede sein.

Im Allgemeinen ist zu bemerken, dass Ueberweg die Begriffe »Wesen« und »Ding — an — sich« verwechselt. Freilich kann auch das Ding — an — sich als Wesen auf-

gefasst werden, aber das Wort »Wesen« bezeichnet nicht das Ding — an — sich.

α^6) der Begriff des Wesens involviret eine Schätzung der Bedeutung, welche die Elemente einer Vorstellung für dieselbe haben. Die, welche als das eigentliche Sein derselben angesehen werden, bilden ihr Wesen.

Es braucht wohl kaum darauf aufmerksam gemacht werden, dass das Wesen eines Objectes etwas Relatives ist, dass Verschiedenes als Wesen angesehen werden kann. — Ferner gibt es keine reine Vorstellung des Wesens. Es wird das Unwesentliche nie wirklich vom Wesentlichen abstrahirt, sondern nur als abstrahirt gesetzt.

β) Ist nun aber wirklich der Begriff die Vorstellung des Wesens?

Es gibt Wörter, welche Zeichen von etwas Unwesentlichem sind, ihre Begriffe können also nicht Vorstellungen des Wesens sein. So bezeichnet z. B. das Wort »Schimmel« Pferde von bestimmter Farbe. Letztere gehört nicht zum Wesen derselben. Es enthält also der Begriff des genannten Wortes nicht die Vorstellung des Wesens. Also ist die obige Definition des Begriffes falsch.

Man kann dagegen einwenden, dass, wie vorher bemerkt, als Wesen eines Gegenstandes Verschiedenes bestimmt werden, und demnach in dem obigen Beispiele auch die weisse Farbe als zum Wesen gehörig angesehen werden könne. Setzt wirklich der Begriff »Schimmel« den Gedanken voraus, dass die Farbe zum Wesen der betreffenden Objecte gehört? Die Reflexion auf eine Eigenschaft eines Gegenstandes involviret nämlich nicht ihre Wesentlichkeit.

Es ist besonders ein doppelter Umstand der die falsche Auffassung des Begriffes veranlasst hat. Erstens bezeichnet der richtige Begriff allerdings gewöhnlich das Wesen. Der Grund dafür liegt darin, dass verschiedene Wörter regelmässig nur für Gegenstände gebildet wurden, deren Unterschiede als bedeutend angesehen wurde. Naturgemäss sind derartige Unterschiede häufig etwas für die Gegenstände Wesentliches. Ausserdem scheidet die Wissenschaft oft unwesentliche Momente, welche die gewöhnliche Anschauung in den Begriff aufgenommen hat, aus demselben aus. Es versteht sich nun aber von selbst, dass das, was nur von einem Theil der Begriffe gilt, ihren Begriff nicht bilden kann.

Zweitens hat man zweierlei verwechselt. Es sind zwar

alle Elemente, die einen Begriff bilden, für diesen wesentlich; so z. B. für den Begriff »Schimmel« die weisse Farbe. Aber sie gehören deshalb nicht zum Wesen dessen, was der Begriff unter sich befasst. Wird aber der Begriff als Vorstellung des Wesens bestimmt, so kann dies natürlich nicht bedeuten, dass er Vorstellung dessen sei, was für ihn wesentlich ist, denn dieses hiesse offenbar nichts anderes als: Ein Begriff ist ein Begriff.

f) Begriff wird ein sprachlicher Ausdruck genannt, so fern er eine besondere Vorstellung (Vorstellungskomplex), die als eine Art des Seienden angesehen wird, bezeichnet.

Zur Rechtfertigung dieser Definition muss Folgendes bemerkt werden:

α) Es ist für den Begriff der sprachliche Ausdruck wesentlich. Die Vorstellung der Gegenstände selbst wird nie Begriff genannt, auch nicht, wenn sie als allgemein gesetzt wird. Man nehme etwa die Vorstellung eines bestimmten Pferdes, mit der der Gedanke verknüpft ist, dass gewisse individuelle Bestimmtheiten von ihr zu abstrahiren sein. — Natürlich kann jedoch ein sprachlicher Ausdruck nur Begriff genannt werden, so fern auf seine Bedeutung reflektirt wird.

β) Derselbe muss ferner eine besondere, d. h. ihm eigenthümliche Vorstellung bezeichnen. Begriffe von Eigennamen, die an und für sich nicht eine bestimmte Bedeutung haben, gibt es nicht. Unrichtig ist es z. B. von einem Begriff des Wortes »Karl«, richtig hingegen von einem Begriff des Wortes »Logik« zu sprechen.

γ) Die Vorstellung, die der sprachliche Ausdruck bezeichnet, muss als eine Art des Seienden betrachtet werden. Sprachliche Ausdrücke wie »ein grosses Haus« bilden keinen Begriff.

g) Man hat behauptet, der Begriff müsse allgemein sein. Nach Hegel ist er dies als das, was in seinem Unterschiede bei sich bleibt oder sich gleich bleibt.

Das Allgemeine bleibt im Unterschiede sich gleich. Aber dieses bildet nicht den Begriff der Allgemeinheit. Denn dasselbe gilt vom Einzelnen, das etwas Potenzielles ist. Der Begriff der Allgemeinheit setzt voraus, dass Mehres da sei, dem etwas gemeinsam ist. Nach Hegel ist dies zwar die niedrigste Vorstellung, die man von demselben haben kann, in Wirklichkeit aber die einzig richtige. Der Begriff »alle«

involvirt eine Mehrheit von Gegenständen und also auch der der Allgemeinheit. Freilich kann man jedem Worte, wie jedem Zeichen überhaupt willkürlich jede Bedeutung beilegen. »Will man sich denn aber durch Namen verstehen oder missverstehen?«

»Was begreiflich ist, und so weit es begreiflich ist« sagt Trendelenburg, »ist aus dem Allgemeinen begreiflich. d. h. aus den Principien, welche Denken und Sein gemeinsam besitzen. Was wir von der Materie verstehen, verstehen wir nicht, inwiefern sich Eigenschaften in der Materie wiederholen und in diesem Sinne allgemein heissen, sondern inwiefern diese, zunächst den Sinnen zugänglich, von dem Denken durch die construirende Bewegung ergriffen werden und dadurch mit dem Denken homogen eine innere Allgemeinheit darstellen. Sagen wir also, dass der Begriff immer allgemein ist: so bezieht sich dies Allgemeine nicht auf eine darunter befasste Menge der Dinge, sondern nur auf seinen Ursprung, gleichsam auf den Stoff, woraus er gewebt ist.« (Logische Untersuchungen 2. Aufl. S. 219.)

Der Begriff begreift also das Seiende. Er involvirt somit nach Trendelenburg eine Vorstellung der Bewegung. Dies stimmt nicht mit der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes überein; es gibt auch Begriffe von Stoffen.

Ferner begreifen wir zwar aus dem im Denken und Sein Identischen. Aber dieses ist nicht als solches allgemein, sondern nur mit Rücksicht auf eine Mehrheit von Vorstellungen oder denkenden Wesen, denen es gemeinsam ist. Das Wort »Allgemeinheit« hat hier also die gewöhnliche Bedeutung.

Dass endlich die Elemente, aus denen ein Begriff besteht, allgemein sind, berechtigt nicht, ihn selbst so zu nennen.

Unserer obigen Definition gemäss kann die Allgemeinheit nicht etwas dem Begriffe Wesentliches sein, es sei denn, dass das, was der Begriff unter sich begreift, stets in mehreren Exemplaren vorhanden sein müsste. Dies ist natürlich nicht der Fall. Begriffe wie Logik, Christenthum u. s. w. sind nicht allgemein.

II. Urtheil.

1. Der Begriff des Urtheils.

a) Ist das Wort »Urtheil« in der Logik in der gewöhnlichen Bedeutung zu nehmen?

Viele Verwirrung würde vermieden sein, wenn man diese Frage beantwortet hätte, bevor man an die Definition des Urtheils ging. Oder ist es vielleicht von vornherein sicher, dass die logische Bedeutung desselben nur die gewöhnliche sein kann? Dies muss schon mehr wie zweifelhaft werden, wenn man bloss berücksichtigt, dass das Wort zur Bezeichnung dessen verwandt ist, was Aristoteles *ἀπόφανσις* nennt.

Man hat zunächst ganz richtig bemerkt, dass das Urtheil in seiner gewöhnlichen Bedeutung voraussetzt, dass es zweifelhaft war, ob das Prädikat dem Subjekte beizulegen sei oder nicht. Sätze wie: »Ich habe diese Nacht gut geschlafen« nennt Niemand Urtheile. (vgl. Hegel: Encyclopaedie § 167.) Ist es aber richtig, wenn daraus ohne Weiteres gefolgert wird, dass derartige Sätze aus der Lehre vom Urtheil auszuschliessen seien? Es müsste alsdann im Wesen der Logik ein Grund liegen, weshalb sie die Verknüpfung von Subjekt und Prädikat nur in Verbindung mit einem ihr vorangehenden bestimmten Gedanken zu betrachten hätte. Es versteht sich nun aber von selbst, dass sie, wie jede andere Wissenschaft, ihre Aufgabe verfehlen muss, wenn sie die einfachen Gebilde unberücksichtigt lässt. Was würde man dazu sagen, wenn der Schluss von ihr nur betrachtet werden sollte, wofern vorher gezweifelt wurde, ob geschlossen werden könne oder nicht? Es kann nämlich für die Logik nicht massgebend sein, dass nur das Wort »Urtheil«, nicht aber das Wort »Schluss«, jene Nebenbestimmung in sich schliesst. Man muss also entweder den Begriff des Urtheils modifiziren, oder Zusammengehöriges in ganz unsinniger Weise von einander trennen.

Es ist ferner für das Urtheil in seiner gewöhnlichen Bedeutung gleichgültig, ob zu seinem Ausdrucke ein oder mehre Sätze dienen. Mit Recht hat man dem Worte in der Logik einen beschränktern Sinn gegeben und gebraucht es nur von dem, was in einem einzelnen Satze ausgedrückt ist. Natürlich verwickelt man sich aber in einen Widerspruch, wenn man bei der Begriffsbestimmung eines Wortes das eine Mal ohne Weiteres von der gewöhnlichen Bedeutung abweicht, das andere Mal hingegen sich auf dieselbe als Beweis beruft. Ausserdem bleibt man auf halbem Wege stehen. Oder darf der zusammengesetzte Satz als Ein Urtheil angesehen werden? Er lässt sich in mehre einfache zerlegen. Dem Satz: »Weil der Freund genesen ist, kommt er« liegen die drei Urtheile zu Grunde: »Der Freund ist genesen«, »der Freund kommt«, »das Erste ist der Grund des Zweiten.« — Diese dürfen nicht als Ein logisches Urtheil gefasst werden, es sei denn, dass der Begriff desselben durch die Verschiedenheit des sprachlichen Ausdrucks modifizirt werden könnte, und dass es für denselben wesentlich wäre, dass die Sprache Konjunktionen gebildet hat, mittelst deren mehre Urtheile in einen Satz zusammengezogen werden können.

Ueberhaupt darf der sprachliche Ausdruck nicht als etwas für den Begriff des Urtheils Wesentliches angesehen werden. Es gibt Vorstellungen, mit denen ein solcher nicht verbunden ist. Warum sollten sie kein Urtheilsverhältniss eingehen können? Wie wäre es möglich, dass dieses dadurch bedingt wäre, dass die Vorstellungen vorher mit den Vorstellungen ihrer sprachlichen Zeichen verknüpft seien? Dass aber Denkgebilde, die sich von den Urtheilen nur durch das Fehlen des sprachlichen Ausdrucks unterscheiden würden, in der Logik mit unter den Begriff des Urtheils gefasst werden müssen, bedarf keines weitem Beweises.

Es dürfte ferner klar sein, dass die nähern Bestimmungen, die Subjekt und Prädikat im einfachen Satze bekommen können, für den Begriff der Urtheilsfunktion nicht wesentlich sein können. Endlich ist auch auf das zu verweisen, was unten über die Relation, Quantität, Modalität und Qualität bemerkt wird.

Es sind demnach verschiedene Bestimmungen, die im Begriff des Urtheils im gewöhnlichen Sinne liegen, aus dem logischen Begriff desselben auszuscheiden. Es ist damit eine feste Basis für die Definition gewonnen.

Urtheil ist das Produkt derjenigen Denkhätigkeit, die eine Vorstellung als zum Sein einer andern gehörend auffasst.

Es ist in Bezug auf diese Definition Folgendes zu bemerken:

α) Wenn das Urtheil als Denkakt bestimmt wird, wechselt man die Begriffe »Urtheil« und »urtheilen.« Nur letzteres ist eine Thätigkeit, das Urtheil ihr Produkt.

Eine ähnliche, zum Theil freilich nicht wohl zu vermeidende Ungenauigkeit im Gebrauche beider Wörter zeigt sich auch sonst häufig. So wird das Urtheil Denkform genannt, obschon die Form des Denkens, einer Thätigkeit, offenbar nur eine Thätigkeit, das Urtheilen, sein kann.

β) Das Urtheil ist eine bestimmte Art der Verknüpfung der Vorstellungen; es darf nicht einfach als Verknüpfung derselben definirt werden. Denn als solche kann auch eine Anschauung — man nehme etwa das Bild einer Gegend — bezeichnet werden.

Die Art der Verknüpfung hat man als Inhärenz bestimmt. Dies würde voraussetzen, dass das Prädikat stets etwas Accidentelles wäre. Es ist dies jedoch nicht der Fall. Man nehme z. B. den Satz: »Der Löwe ist ein Thier.«

Die obige Definition lässt es unbestimmt, wie die eine Vorstellung zum Sein der andern gehört, ob als Thätigkeit oder als Eigenschaft oder als wesentlicher Bestandtheil.

γ) Das Bewusstsein, dass eine Vorstellung zum Sein einer andern gehört, kann wie jedes andere Bewusstsein verschiedene Grade der Stärke haben. Das Urtheil geht deshalb auf seinen tiefern Stufen in die Vorstellung über, und es gibt keine reine Scheidung zwischen beiden. Weil eine solche zwischen Wort und Satz besteht, hat man sie fälschlich auch zwischen Vorstellung und Urtheil statuirt.

b) Eine Kritik der wichtigsten Ansichten über das Wesen des Urtheils wird zur weiteren Begründung unserer Anschauungen beitragen.

α) Aristoteles sagt: *ἔστιν ἡ ἀπλή ἀπόφανσις φωνὴ σημαντικὴ περὶ τοῦ ὑπάρχειν ἢ μὴ ὑπάρχειν.* (vgl. *περὶ ἑρμηνείας* pag. 17 a. 22.)

Die *ἀπόφανσις* oder der Aussagesatz ist das in sprachliche Form gekleidete Urtheil. Er soll ausdrücken, dass einem Gegenstande etwas sei (*ὑπάρχει*). Die oben von uns gegebene Definition des Urtheils legt diesem dieselbe Funktion bei.

Es wird ferner der negative Aussagesatz dem positiven gleichberechtigt zur Seite gestellt. »Es scheint, dass Aristoteles aus dem rhetorisch - dialektischen Treiben seiner Nation die Entgegensetzung des Ja und Nein als eine unmittelbar gegebene erbte. . . . Es bleibt ihm die Verneinung in gleicher Geltung neben der Bejahung unerörtert stehen.« (Prantl, Geschichte der Logik I. S. 145.) Der gerügte Fehler ist eine nothwendige Folge der rein sprachlichen Auffassung des Urtheils. (vgl. unten: II. 2. f.)

β) Kant definirt das Urtheil als die Art, gegebene Erkenntnisse zur objektiven Einheit der Apperception zu bringen. Dass im Urtheile die objektive Einheit gegebener Vorstellungen von der subjektiven unterschieden wird, zeigt »das Verhältnisswörtchen »ist.« Denn dieses bezeichnet die Beziehung derselben auf die ursprüngliche Apperception und die nothwendige Einheit derselben, wenn gleich das Urtheil selbst empirisch, mithin zufällig ist, z. B. die Körper sind schwer. Womit ich zwar nicht sagen will, diese Vorstellungen gehören in der empirischen Anschauung nothwendig zu einander, sondern sie gehören vermöge der nothwendigen Einheit der Apperception in der Synthesis der Anschauungen zu einander, d. i. nach Principien der objektiven Bestimmung aller Vorstellungen, sofern daraus Erkenntniss werden kann, welche Principien alle aus dem Grundsatz der transcendentalen Einheit der Apperception abgeleitet sind. Dadurch allein wird aus diesem Verhältnisse ein Urtheil, d. i. ein Verhältniss, das objektiv gültig ist, und sich von dem Verhältnisse eben derselben Vorstellungen, worin bloß subjektive Gültigkeit wäre, z. B. nach den Gesetzen der Association, hinreichend unterscheidet. Nach den letztern würde ich nur sagen können: Wenn ich einen Körper trage, fühle ich einen Druck der Schwere; aber nicht: er, der Körper, ist schwer; welches soviel sagen will, als diese beiden Vorstellungen sind im Objekt, d. i. ohne Unterschied des Zustandes des Subjekts verbunden, und nicht bloß in der Wahrnehmung, so oft sie auch wiederholt sein mag, beisammen.« (Kritik der reinen Vernunft 2. Aufl. S. 141 f.)

Es ist zunächst zu bemerken, dass Kant mit sich selbst in Widerspruch geräth, wenn er der Copula die Funktion beilegt, eine objektive Einheit zu bezeichnen. In den Prolegomenen (§ 19) heisst es: »Dass das Zimmer warm, der Zucker süß, der Wermuth widrig sei, sind bloß subjektiv gültige Urtheile. Ich verlange gar nicht, dass ich es jeder-

zeit, oder jeder andere es ebenso, wie ich, finden soll, sie drücken nur eine Beziehung zweener Empfindungen auf dasselbe Subject, nämlich mich selbst, und auch nur in meinem diesmaligen Zustande der Wahrnehmung aus, und sollen daher auch nicht vom Objekte gelten Wenn ich sage: die Luft ist elastisch, so ist dies zunächst nur ein Wahrnehmungsurtheil, ich beziehe zwei Empfindungen in meinen Sinnen auf einander.« Also kann die Copula auch eine bloss subjektive Einheit der Vorstellungen ausdrücken.

Was die Definition selbst angeht, so bestimmt Kant die Einheit der Apperception als diejenige Einheit, durch welche alles in einer Anschauung gegebene Mannigfaltige in einen Begriff vom Objekt vereinigt wird. (Kritik S. 139.) Das Urtheil ist die Art, Vorstellungen diese Einheit zu geben. Es kann dies auf verschiedene Weise geschehen, denn es gibt verschiedene Urtheilsfunktionen. Sie werden bestimmt durch Subsumtion der Vorstellungen unter die Kategorien. (Prolegomena § 20.) Denn diese sind nichts Anders als »Begriffe von einem Gegenstande überhaupt, dadurch dessen Anschauung in Ansehung einer der logischen Funktionen zu urtheilen als bestimmt angesehen wird.« (Kritik S. 128.)

Ist es richtig, dass die Kategorien die objektive Einheit des Urtheils in die Vorstellungen bringen?

Man nehme zunächst die Quantität und etwa die Kategorie der Vielheit. Das Urtheil: »Viele Menschen sind gut« entsteht aus Urtheilen über einzelne Menschen. Also ist die Einheit des Urtheils schon gegeben, bevor die Menschen unter die Kategorie der Vielheit subsumirt werden. Diese kann also höchstens in die Subjektvorstellungen objektive Einheit bringen. Aber selbst dies ist unmöglich, wenn letztere ein Urtheil voraussetzt. Oder enthält etwa die Art der Synthesis, welche die Kategorie der Vielheit bildet, ein Urtheil? Mit andern Worten: Ist die Verknüpfung der Einheiten im Begriffe der Vielheit die im Urtheilen enthaltene Verknüpfung?

Aehnliches gilt von den übrigen Kategorien der Quantität.

Das Wort »Realität« kann als Kantsche Kategorie nichts Anderes bedeuten, als das Verbundensein von Vorstellungen überhaupt in einem positiven Urtheile. Denn Kategorien sind Begriffe von Vorstellungen überhaupt, sofern diese in Ansehung einer der Urtheilsfunktionen bestimmt sind. Ausserdem ist es auch klar, dass nur jener, nicht aber der

gewöhnliche Begriff der Realität aus der Funktion des bejahenden Urtheils abstrahirt werden kann. Kant gebraucht nun aber das Wort regelmässig nicht in dieser Bedeutung. »Realität«, sagt er z. B. (Kritik d. rein. Vern. 2. Aufl. S. 182), »ist im reinen Verstandesbegriffe das, was einer Empfindung überhaupt korrespondirt.« Dass der Begriff eines bestimmten Verbundenseins von Vorstellungen diese Bedeutung haben könne, zeigt er nicht, und es lässt sich natürlich auch nicht zeigen. Es wird hier, wie so häufig, einem Worte, dem eine eigenthümliche Bedeutung beigelegt war, die gewöhnliche wieder untergeschoben.

Dass die Realität in der letztern Bedeutung keine Einheit ins Urtheil bringen kann, ist klar. Es kann sich also nur um den ersten Begriff derselben handeln. Entsteht nun die in einem bejahenden Urtheile enthaltene Verknüpfung von Vorstellungen dadurch, dass die Vorstellungen unter den Begriff dieser Verknüpfung subsumirt werden? Kann eine einzelne Verknüpfung nur gedacht werden unter der Voraussetzung, dass vorher der Begriff derselben gedacht ist? Dies ist ebenso unsinnig, als wenn gesagt würde: die Vorstellung des einzelnen Menschen setze den Begriff »Mensch« voraus. Oder ist vielleicht die in dem bejahenden Urtheile gegebene Verknüpfung der Begriff derselben? Mit ganz demselben Rechte könnte man sagen, dass jede andere geistige Thätigkeit der Begriff derselben sei; z. B. das Zürnen sei der Begriff des Zürnens. *)

Es ist also unmöglich, dass durch Subsumtion unter die Kategorie der Realität das positive Urtheil entsteht, oder objektive Einheit in die Vorstellungen kommt.

Dass die Kategorien der Negation — die Limitation braucht nicht weiter berücksichtigt zu werden — und Modalität keine objektive Einheit ins Urtheil bringen, wird leicht erhellen, wenn man das weiter unten über den Begriff derselben Bemerkte vergleicht. In den Kategorien der Relation ist eine objektive Einheit der Vorstellungen gedacht; aber sie ist nicht die, welche das Urtheil als solches enthält. (vgl. S. 47 ff.)

Ferner ist nach Kant die Subsumtion der Vorstellung unter die Kategorie ein Urtheil. »Es geht ein ganz anderes Urtheil voraus, ehe aus Wahrnehmung Erfahrung werden kann. Die gegebene Anschauung muss unter einem

*) Diese Bemerkungen gelten auch von den übrigen Kategorien.

Begriff subsumirt werden.« (Prol. §. 20.) Was könnte die Subsumtion auch Anderes sein, wenn alle Handlungen des Verstandes auf Urtheile zurückgeführt werden können? (Kritik S. 94.) Damit nun das Subsumtionsurtheil objektiv gültig sein könnte, müsste sein Subjekt und Prädikat zunächst wieder unter eine Kategorie subsumirt werden; dasselbe gilt von diesem neuen Subsumtionsurtheile, und so ins Unendliche. Oder genügt etwa, damit das Urtheil: »Die Sonne wärmt« gebildet werden könne, — vorausgesetzt dass der Begriff der Kausalität dazu erforderlich ist — eine bloße Assoziation der Vorstellungen Sonne und Ursache, und braucht nicht gedacht werden, dass die Sonne Ursache ist?

Es können also die Kategorien nicht die objektive Einheit in's Urtheil bringen. *) Ausserdem ist zu vergleichen S. 38.

Kant ist übrigens in seinen Ansichten über das Urtheil voller Widersprüche.

»Das Urtheil«, heisst es in der Kritik der reinen Vernunft (2. Aufl. S. 93 f.), »ist die mittelbare Erkenntniss eines Gegenstandes, mithin die Vorstellung einer Vorstellung desselben. In jedem Urtheile ist ein Begriff, der für viele gilt, und unter diesem Vielen auch eine gegebene Vorstellung begreift, welche letztere denn auf den Gegenstand unmittelbar bezogen wird. So bezieht sich z. B. in dem Urtheile: alle Körper sind theilbar, der Begriff des Theilbaren auf verschiedene andere Begriffe; unter diesen wird er hier besonders auf den Begriff des Körpers bezogen; dieser aber auf gewisse uns vorkommende Erscheinungen. Also werden diese Gegenstände durch den Begriff der Theilbarkeit mittelbar vorgestellt. Alle Urtheile sind demnach Funktionen der Einheit unter unsern Vorstellungen, da nämlich statt einer unmittelbaren Vorstellung eine höhere, die diese und mehrere unter sich begreift, zur Erkenntniss des Gegenstandes gebraucht, und viel mögliche Erkenntnisse dadurch in einer zusammengezogen werden.«

Es wird hier also das Urtheil auf die Subsumtion eines niedern Begriffes unter einen höhern beschränkt. Dies widerspricht der obigen Definition. Nach letzterer kommt es auf die objektive Einheit der Vorstellungen an, nicht aber auf das Verhältniss des Umfanges derselben. Oder stehen etwa Vorstellungen, die kausale Beziehung zu einander haben, im Verhältniss von höhern und niedern? Wird in

*) Dass das Wort „Objektivität“ bei Kant eine abweichende Bedeutung hat, braucht kaum bemerkt zu werden.

dem Satze: „Die Sonne erwärmt den Stein« statt einer unmittelbaren Vorstellung eine höhere zur Erkenntniss des Gegenstandes gebraucht?

Dass das Wesen des Urtheils nicht in der Subsumtion von Vorstellungen besteht, wird sich weiter unten zeigen. (vgl. S. 31 ff.)

Ferner heisst es in den Prolegomenen (§ 22): »Die Vereinigung der Vorstellungen in einem Bewusstsein ist das Urtheil . . . Daher sind Urtheile entweder bloss subjektiv, wenn Vorstellungen auf ein Bewusstsein in einem Subjekt allein bezogen und in ihm vereinigt werden, oder sie sind objektiv, wenn sie in einem Bewusstsein überhaupt d. i. darin nothwendig vereinigt werden . . . Diese Vereinigung in einem Bewusstsein ist entweder analytisch, durch die Identität, oder synthetisch, durch die Zusammensetzung und Hinzukunft verschiedener Vorstellungen zu einander. Erfahrung besteht in der synthetischen Verknüpfung der Erscheinungen.« — (§ 18): »Empirische Urtheile, sofern sie objektive Gültigkeit haben, sind Erfahrungsurtheile; die aber, so nur subjektiv gültig sind, nenne ich blosser Wahrnehmungsurtheile.«

Man hat hier also drei Klassen von Urtheilen: Wahrnehmungs-, Erfahrungs- und analytische Urtheile. Hierzu kommt als vierte Klasse die bereits oben genannten Urtheile der Subsumtion. Diese können nämlich nicht etwa zu den analytischen gerechnet werden; es müsste sonst der in die Vorstellung aufzunehmende Begriff bereits in derselben liegen.

Es braucht nicht erst bewiesen zu werden, dass der Begriff des Urtheils in den Prolegomenen ein wesentlich verschiedener von dem oben erörterten ist. Auch ist es nicht nöthig zu zeigen, dass nicht jede »Vereinigung von Vorstellungen in einem Bewusstsein« ein Urtheil ist.

Die Logik stellt die Ansichten, die in den Prolegomenen und der zuerst angeführten Stelle der Kritik ausgesprochen sind, zur beliebigen Auswahl neben einander. »Ein Urtheil«, heisst es § 17, »ist die Vorstellung der Einheit des Bewusstseins verschiedener Vorstellungen, oder die Vorstellung des Verhältnisses derselben, sofern sie einen Begriff ausmachen.« Der erste Theil der Definition stimmt mit den Prolegomenen, der zweite mit der Kritik überein.

Kants Ansichten über das Urtheil widersprechen sich also; keine von ihnen aber lässt sich halten.

γ) Nach Hegel bestimmt sich der Begriff zum Urtheil.

»Das Urtheil ist die Direktion des Begriffes durch sich selbst; diese Einheit ist daher der Grund, von welchem aus es nach seiner wahrhaften Objektivität betrachtet wird Dass aber der Begriff im Urtheil als Erscheinung ist, indem seine Momente darin Selbständigkeit erlangt haben, — an diese Seite der Aeusserlichkeit hält sich mehr die Vorstellung.« (Wissenschaft der Logik III. S. 68.) Es wird demnach das Urtheil bestimmt als »der Begriff in seiner Besonderheit, als unterscheidende Beziehung seiner Momente, die als für sich seiende und zugleich mit sich, nicht mit einander identische gesetzt sind.« (Encyclopaedie §. 166.)

Ob der Begriff wirklich das Urtheil aus sich entwickelt, kann hier nicht untersucht werden. Es soll nur gezeigt werden, dass Hegel's Lehre vom Urtheil den an ihre Spitze gestellten Begriff desselben nicht festhält. Ihre Gestaltung ist wesentlich durch das Urtheil im gewöhnlichen Sinne bedingt.

Wenn das Urtheil eine Direktion des Begriffes ist, so muss demselben stets ein solcher zu Grunde liegen. Ist dies im positiven Urtheil der Fall? Hegel führt den Satz: »Die Rose ist roth«, als Beispiel eines solchen an. Was ist in ihm Anderes dirimirt als die Vorstellung der rothen Rose? Ist diese ein Begriff? Als Antwort auf diese Frage wird eine Stelle aus der Encyclopaedie genügen: »Was auch Begriffe und zwar bestimmte Begriffe genannt werden, z. B. Mensch, Haus, Thier u. s. f. sind einfache Bestimmungen und abstrakte Vorstellungen, — Abstraktionen, die vom Begriffe nur das Moment der Allgemeinheit nehmen und die Besonderheit und Einzelheit weglassen, so nicht an ihnen entwickelt sind, und damit gerade vom Begriffe abstrahiren.« (§ 164 Anm.) Also ist ganz gewiss eine Einzelvorstellung kein Begriff.

Es sagt Hegel nun freilich, dass der reine Ausdruck des positiven Urtheils sei: »Das Einzelne ist allgemein« und »das Allgemeine ist einzeln«. »Diese Bestimmungen machen den wahrhaft logischen Inhalt, und in dieser Abstraktion den Inhalt des positiven Urtheils aus; was für anderer Inhalt (die Sonne ist rund, Cicero war ein grosser Redner in Rom, jetzt ist's Tag u. s. f.) in einem Urtheile vorkommt, geht das Urtheil als solches nichts an; es spricht nur dies aus: das Subjekt ist Prädikat, oder, da dies nur Namen sind, bestimmter: das Einzelne ist allgemein und umgekehrt.« (Logik III. S. 82.)

Die im positiven Urtheile enthaltene Allgemeinheit ist die sinnliche. (Encyclopaedie § 171 u. 172.) Diese ist die aus der sinnlichen Einzelheit in der dialektischen Bewegung der unmittelbaren Gewissheit entstandene Allgemeinheit. (Phaenomenologie (H. W.) S. 197.) Das Einzelne, das dem sinnlichen Allgemeinen entspricht, ist also das sinnliche Einzelne; so ist z. B. das der allgemeinen Vorstellung »roth« entsprechende Einzelne das Roth einer bestimmten Rose. Kann nun einem Satze, der aussagt, dass irgend einem sinnlichen Gegenstande eine sprachliche Bezeichnung zukommt, die allgemein ist, ein Begriff zu Grunde liegen?

Nebenbei mag bemerkt werden, dass Hegel nicht Sätze wie: »Die Rose ist roth«, sondern nur Sätze wie: »Dieses (Farbige) ist roth« als reine Beispiele für die allgemeine Form des Urtheils: »das Einzelne ist allgemein« anführen dürfte, es sei denn, dass alles dasjenige, mit dem das Einzelne, das Moment eines Begriffes ist, in Verbindung steht, in den Begriff gehört.

Es ist ferner falsch, dass jedes Urtheil auf die reine Form: »Das Einzelne ist allgemein« gebracht werden könne. In dem Satze: »Diese Rose ist roth« soll »diese Rose« etwas Einzelnes, »roth« etwas Allgemeines sein. Es ist nun aber klar, dass in der Vorstellung, die dem Satze zu Grunde liegt, das Roth ebensowohl wie die Rose etwas Einzelnes ist. Es wird ferner die einzelne Rose ebensowohl wie das einzelne Roth unter einen allgemeinen sprachlichen Ausdruck gebracht. Worauf kann sich also die Ansicht stützen, dass im Urtheile das Subjekt etwas Einzelnes, das Prädikat etwas Allgemeines ist? Das Pronomen »diese« bezeichnet die Rose als etwas Einzelnes. Es liegt aber darin eingeschlossen, dass auch das Roth, das derselben beigelegt wird, etwas Einzelnes ist.

Also selbst vorausgesetzt, dass als Urtheil nur ein Satz bezeichnet werden kann, dessen Prädikat allgemein ist, (Encyclopaed. § 167) so ist doch die reine Form des Urtheils nicht: »das Einzelne ist allgemein.« Hierdurch allein schon fällt Hegels Lehre vom Urtheil über den Haufen.

Man wird leicht einsehen, dass auch der Satz: »Das Allgemeine ist einzeln« nicht der reine Ausdruck des Urtheils ist.

Die positiven Urtheile enthalten also nicht die Direktion eines Begriffes. Dasselbe liesse sich von den andern Ur-

theilsformen zeigen. *) Es wird jedoch genügen, wenn nur noch nachgewiesen wird, dass selbst in dem Urtheil des Begriffes von einer Diremption desselben keine Rede sein kann. Es soll in ihm der Gegenstand auf seinen Begriff bezogen werden. »Die Prädikate gut, schlecht, wahr, schön, richtig u. s. f. drücken aus, dass die Sache an ihrem allgemeinen Begriffe, als dem schlechthin vorausgesetzten Sollen gemessen, und in Uebereinstimmung mit demselben ist, oder nicht.« So soll z. B. der Satz: »Dies Haus ist schlecht« ein Urtheil des Begriffes enthalten. (Logik III. S. 110 ff.)

Zunächst darf die Vorstellung, mit der verglichen dies Haus schlecht ist, von Hegel kein Begriff genannt werden. Gesetzt aber sie sei ein solcher, so enthält das Urtheil keine Diremption desselben. Sonst müsste dadurch, dass gedacht wird, ein Gegenstand entspreche einem Begriffe nicht, dieser Begriff in seine Momente zerlegt werden. Dasselbe gilt von allen negativen Sätzen, deren Prädikat Begriffe wie gut, wahr u. s. w. sind.

Ferner drückt das Wahrsein die Uebereinstimmung irgend einer Vorstellung mit der Wirklichkeit aus. Also ist es nicht nöthig, dass ein Satz, in dem dasselbe Prädikat ist, eine Beziehung auf einen Begriff oder gar eine Diremption desselben enthält.

Kann endlich überhaupt ein Begriff dadurch dirimirt werden, dass von einem Gegenstande ausgesagt wird, er entspreche ihm, enthalte also die Momente des Begriffes? Oder sollen nicht gerade diese Momente im Urtheil dirimirt werden?

Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, dass die Lehre vom Urtheil des Begriffes dadurch bedingt ist, dass das Wort »Begriff« bald in der Hegelschen, bald in der gewöhnlichen Bedeutung genommen wird.

Hegels Lehre vom Urtheil enthält also nicht eine Entwicklung des dirimirten Begriffes.

Die einzelnen von jenem aufgestellten Urtheilsformen haben die logischen Untersuchungen einer eingehenden Kritik unterworfen. Es wäre überflüssig, dem Weiteres hinzuzufügen. Es wird deshalb im Folgenden darauf keine Rücksicht genommen werden.

δ) »Es gibt«, sagt Beneke (System der Logik I. S. 257),

*) In Bezug auf das identische und unendliche Urtheil bedarf es übrigens kaum eines Beweises.

»kein Urtheil, welches nicht irgend wie eine Synthesis ausdrückte: sei es nun von Eigenschaften, oder von Ursachen und Wirkungen, oder von räumlichen, oder von zeitlichen Verhältnissen, oder von Vorstellungs- und Gefühlsverhältnissen, oder wie sonst. Aber diese Synthesis stammt nicht aus dem Urtheilsakte, wird nicht durch diesen erzeugt. Vielmehr, indem der Begriff« (der im Prädikate ausgedrückt ist) »zur Subjektvorstellung, oder umgekehrt diese zu jenem, im Erweckungsverhältnisse der Aehnlichkeit hinzukommt, gibt das Urtheil, vermöge seines Prädikates, nur gesondert und klarer an, was vorher mit Anderem zusammen und unklarer gegeben war. Wir haben hier allerdings eine Synthesis, noch bestimmter als bei der Begriffbildung, wo sie durch die Verschmelzung der völlig gleichen Bestandtheile versteckt wurde, denn Subjekt und Prädikat bleiben, auch nachdem der Akt vollendet ist, mehr oder weniger ausser einander. Aber die Tendenz dieser Synthesis ist auch hier nur die Analysis, und wir werden dadurch nicht über den Vorstellungsinhalt der Subjektvorstellung hinausgeführt. Das Urtheil darf von dieser nur aussagen, was in ihr enthalten ist; und die Synthesis des Verschiedenartigen, welche sich daneben findet, muss schon vor dem eigentlichen Urtheilsakte für die Subjektvorstellung erworben worden sein.«

Es muss zunächst auf eine Konsequenz, die sich aus der Beneke'schen Ansicht ergibt, aufmerksam gemacht werden. Wenn es die Funktion des Urtheils ist, einen Theil der Subjektvorstellung aufzuklären, so sind Urtheilen, Wahrnehmen und Empfinden im Wesentlichen gleiche geistige Thätigkeiten. Die Empfindung und Wahrnehmung kann nämlich nach Beneke nur dadurch entstehen, dass die von aussen kommenden Reize durch gleichartige Spuren früherer Reize, die sich in der Seele erhalten haben, ergänzt werden. (Lehrbuch der Psychologie § 53 ff.) Also die geistige Thätigkeit bestände im Urtheilen sowohl als im Wahrnehmen und Empfinden darin, dass in der Seele aufbewahrte Spuren zu einem verwandten geistigen Gebilde hinzuerweckt werden. Es ist natürlich deshalb der Begriff des Urtheilens nicht nothwendig falsch gefasst. Es wäre nämlich möglich, dass das gewöhnliche Denken sich den Unterschied zwischen den genannten geistigen Thätigkeiten grösser vorstellt, als er in Wahrheit ist.

Es fragt sich also: Besteht das Wesen des Urtheils darin,

dass durch den Prädikatsbegriff ein Theil der Subjektsvorstellung eine grössere Klarheit des Bewusstseins bekommt?

Es ist unzweifelhaft richtig, dass ein in einer Vorstellung enthaltenes Element, wenn es derselben als Prädikat beigelegt wird, eine grössere Bewusstseinsstärke hat, als in der einfachen Vorstellung, wo es mit den übrigen Elementen gleichmässig gedacht wird. Wäre es aber das Wesen des Urtheils diese grössere Bewusstseinsstärke zu bewirken, so käme Urtheilen, die als solche allgemein betrachtet werden und betrachtet werden müssen, dieser Name nicht zu. Wenn nämlich eine Prädikatsvorstellung nicht bereits vor dem Urtheilsakt in der Subjektsvorstellung enthalten war, wird durch denselben offenbar keine grössere Klarheit bewirkt. Das Urtheil: »Dieser Mann hat den Mord begangen« möge nicht auf blosser Wahrnehmung beruhen, es werde die Vorstellung des Mannes und des Ermordens zunächst getrennt gedacht. Wird alsdann dadurch, dass das Urtheil gefällt wird, ein Element der Subjektsvorstellung klarer vorgestellt? Bekommt die Vorstellung des Ermordens dadurch, dass sie als Prädikat in das Urtheil aufgenommen wird, eine grössere Bewusstseinsstärke? Es fasst also Beneke mindestens den Begriff »Urtheil« zu enge.

Es enthält aber auch ferner die Aufhellung von einem Theile der Subjektsvorstellung nicht das Wesen des enger gefassten Begriffes. Ist etwa in der grössern Bewusstseinsstärke einer Vorstellung der Gedanke enthalten, dass sie einer andern Vorstellung zukomme? Oder muss dieser Gedanke auch nur stets nothwendig damit verknüpft sein? Offenbar kann ein Theil einer Vorstellung einen höhern Grad des Bewusstseins haben, ohne dass auf das Verhältniss desselben zu der Vorstellung reflektirt wird. Oder enthält vielleicht das blosse verstärkte Bewusstsein ohne diese Reflektion, d. h. ohne eine Subjektsvorstellung, ein Urtheil?

Beneke würde nicht zu seiner Ansicht vom Urtheil gekommen sein, wenn er nicht das Urtheilen und das Aussprechen eines Urtheils verwechselt hätte. Letzterem liegt allerdings stets eine Subjektsvorstellung zu Grunde, in welche die Prädikatsvorstellung bereits aufgenommen ist. — Beneke's Ansicht stützt sich ferner auf die gewöhnliche Bedeutung des Wortes »Urtheil«. Er behauptet, dass derjenige, der ein ausgesprochenes Urtheil auffasst, nicht urtheile. (a. a. O. I. S. 260.) Ist dies nicht richtig, so liegt es auf der Hand, dass es auch Urtheile gibt, in deren Subjektsvor-

stellung das Prädikat noch nicht enthalten ist. Es ist aber nur richtig, wenn das Wort »Urtheil« in der gewöhnlichen Bedeutung genommen wird. Beneke hat jedoch weder bewiesen, dass es in der Logik so genommen werden müsse, noch gebraucht er es selbst so.

Wenn er läugnet, dass die im Urtheile gegebene Synthesis durch den Urtheilsakt begründet werde (a. a. O. S. 152 ff.), so ist das richtig. Die daraus gezogenen Folgerungen sind jedoch falsch. Denn das Urtheil begründet die in ihm enthaltene Synthesis einfach deshalb nicht, weil es selbst nichts Anderes ist als diese Synthesis.

ε) »Urtheilen«, sagt Ulrici (System der Logik S. 482, vgl. auch: Zeitschrift für Philosophie Bd. 56. S. 199), »heisst nur: ein Besonderes unter sein Allgemeines, ein Exemplar unter seine Gattung, ein Einzelnes unter seinen Begriff subsumiren.« Ueberall, wo keine Subsumtion stattfindet, hat man Sätze, die eine Empfindung oder Bemerkung, aber kein Urtheil ausdrücken.

Die Ansicht, dass das Wesen des Urtheils in der Subsumtion eines niedern Begriffes unter einen höhern bestehe, ist unserm Ermessen nach unhaltbar.

Sie stimmt zunächst nicht mit der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes »Urtheil«, wie Ulrici zu zeigen sucht, überein. Es würde zu weit führen, dies an allen Beispielen, die er anführt, nachzuweisen; es mag das erste genügen. »Der Ausdruck: Gott ist«, sagt er (System der Logik S. 488), »ist offenbar ein Urtheil, sobald damit gesagt sein soll, dass Dem, was ich Gott nenne, das Prädikat des reellen Seins zukomme, das Objekt meines Gedankens also nach seiner Bestimmtheit unter den Prädikatbegriff des reellen Seins zu subsumiren sei, oder was dasselbe ist, dass mein Gedanke Gottes nicht unter den Subjektbegriff meiner bloss subjektiven Gedanken, sondern unter den Subjektbegriff meiner objektiven, durch die Mitwirkung eines reell Seienden entstandenen und daher diesem entsprechenden Gedanken gehöre.«

Es ist zunächst zu bemerken, dass der Satz: »Gott ist« auch dann als Urtheil bezeichnet wird, wenn ihm nicht der Gedanke einer Subsumtion zu Grunde liegt.

Wenn ferner in demselben Gott nach seiner Bestimmtheit unter den Prädikatsbegriff des reellen Seins subsumirt würde, so wäre diese Bestimmtheit nichts Anderes als das reelle Sein. Oder kann unter den allgemeinen Begriff

»Mensch« etwas Anderes subsumirt werden als ein Mensch? Der Satz würde also das Urtheil ausdrücken, dass das bestimmte Sein, das Gott zukommt, unter den allgemeinen Begriff dieses Seins fällt, nicht aber dass Gott das Sein zukommt. Ist dies richtig? Kann also der Satz: »Gott ist« als ein Subsumtionsurtheil gefasst werden?

Könnte er es, so gälte dasselbe von allen Sätzen. Nach Ulrici drückt der Satz: »Mein Freund ist gestern hier angekommen« kein Urtheil aus. (a. a. O. S. 487.) Warum soll aber das Angekommensein nicht ebensowohl in die Vorstellung des Freundes, wie das Sein in die Gottes aufgenommen werden können? Und warum könnte die so bestimmte Vorstellung des Freundes nicht unter den allgemeinen Begriff des Angekommenseins subsumirt werden, wenn in dem andern Gedanken Analoges stattfindet?

Wenn nun Ulrici's Ansicht vom Urtheile mit dem Sprachgebrauche nicht übereinstimmt, so folgt daraus ihre Unrichtigkeit ebensowenig, als aus der Uebereinstimmung ihre Richtigkeit. Es fragt sich vielmehr, ob das Wesen dessen, was in der Logik als Urtheil bezeichnet werden muss, richtig bestimmt sei. (vgl. S. 18 f.)

Liegt zunächst wirklich allen Sätzen, in denen keine Subsumtion stattfindet, eine einfache Wahrnehmung zu Grunde? Der Satz: »Der Mann hat den Mord begangen« enthält keine Subsumtion; sonst gälte dasselbe von allen Sätzen. Er braucht auch nicht auf Wahrnehmung zu beruhen; er kann erschlossen sein. Also enthalten nicht alle Sätze, die keine Subsumtion ausdrücken, einfache Wahrnehmung. — Gesetzt aber der obige Satz wäre auf Grund einer Wahrnehmung gebildet, folgt daraus, dass er auf blosser Wahrnehmung beruht? Ist die Vorstellung eines handelnden Wesens identisch mit der Beziehung der Handlung auf das Wesen? Oder wird etwa in dem Gedanken, der dem obigen Satze zu Grunde liegt, nicht die Handlung auf den Mann bezogen? Es gibt demnach Sätze, die keine Subsumtion, trotzdem aber einen Gedanken, der nicht blosser Wahrnehmung ist, ausdrücken. Sätze, die eine Subsumtion enthalten, unterscheiden sich von ihnen nur durch das Verhältniss des Umfanges von Subjekt und Prädikat, während die Beziehung der Vorstellungen auf einander dieselbe ist. Kann nun dieser Unterschied es rechtfertigen, dass in der Logik nur der einen Art von Gedanken der Name »Urtheil« beigelegt wird? Und wenn es der Fall ist, warum wird

die andere Art vollständig aus der Logik ausgeschlossen? Wenn sie nicht in die Lehre vom Urtheile aufgenommen werden dürfte, so müsste sie getrennt davon behandelt werden.

Ferner setzt das Subsumtionsurtheil voraus, dass das Prädikat als allgemein gedacht sei. Es enthält also stets ein doppeltes Urtheil. Also weit entfernt, dass das Wesen des Urtheils in der Subsumtion besteht, ist kein einfaches Urtheil ein Subsumtionsurtheil.

§) Einen schroffen Gegensatz zu den bisher betrachteten Ansichten bildet Schleiermachers Auffassung des Urtheils. »Die Form des Urtheils«, sagt er (Dialektik S. 323), »hat nur da Realität, wo Subjekt und Prädikat an sich als Begriffe betrachtet, auf keine Art identisch sind. Solche Urtheile also, wo das Subjekt selbst als Prädikat wieder gesetzt wird, oder wo das Prädikat der nächst höhere Begriff für das Subjekt oder ein Merkmal dieses nächst höheren Begriffes ist, können nicht zeigen, wie das Sein im Urtheil gesetzt ist.« Eigentliche Urtheile sind deshalb solche, »welche im Prädikat etwas aussagen, das im Begriff des Subjektes nur seiner Möglichkeit nach gesetzt ist, und uneigentliche solche, welche etwas aussagen, was im Begriffe des Subjektes bestimmt gesetzt ist.« (a. a. O. § 155.) »Alle uneigentlichen Urtheile sind immer nur Zwischenformen« (zwischen Begriff und eigentlichem Urtheile). (S. 466). Das uneigentliche Urtheil liegt nämlich innerhalb der Begriffsbildung. (S. 544. Vorles.)

»Inwiefern der Form des Urtheils das Sein entspricht, muss gesetzt sein eine Gemeinschaftlichkeit des Seins, oder ein System der gegenseitigen Einwirkung der Dinge.« (§ 193.) »Das im Urtheile gesetzte Sein ist also nicht des Subjektes eigenes, sondern dessen und eines andern gemeinsames Sein.« (S. 323.) Es folgt daraus, dass »das eigentliche Gebiet der Urtheile die einzelnen besonderen Dinge sind, und alles andere nur Antheil daran hat, insofern es unter dieser Form vorgestellt ist.« (S. 323. vgl. auch § 194 und S. 466.) Dem Urtheile entspricht demnach die Thatsache, die gleich ist »dem Wechsel des in seiner Einheit gleichen Seins« (S. 512); und es ist das Urtheil nichts Anderes als »das Beziehen der Aktionen und Dinge auf einander.« (§ 264.)

Vollständig ist das Urtheil, wenn die Thatsache auf zwei Faktoren zurückgeführt wird, unvollständig, wenn das

Prädikat schlechthin dem Subjekte beigelegt wird. (§ 305.) Das Urtheil ist in den drei Elementen des vollständigen Urtheils, nämlich Subjekt, Verbum und Objekt, vollendet. Was sonst noch im Urtheile liegen kann, kommt nur aus einem andern hinein. (S. 280.)

Ist es wirklich die eigentliche Funktion eines Urtheils, eine Aktion auf ein Ding zu beziehen? Ist es für das Urtheil wesentlich, dass das Prädikat eine Thätigkeit ist? Man sucht bei Schleiermacher vergebens nach einem Beweise hierfür. Er sagt vom uneigentlichen Urtheile, dass es der Begriffsbildung diene, und betrachtet es deshalb als blosse Zwischenform. Aber kann denn der Zweck, dem eine Denkfunktion dient, ihr Wesen bestimmen? — Der Grund freilich, der Schleiermacher zu seiner Ansicht vom Urtheile gebracht hat, liegt nahe. Er bestimmt das Wesen der Denkformen nach metaphysischen Voraussetzungen. Alles endliche Sein soll sowohl in dem System der substantiellen Formen als der Ursachen und Wirkungen aufgehen: »Es ist ebenso wahr, dass das ganze Sein steht, als dass das ganze Sein in beständigem Fluss ist.« (§ 195 u. 196. vgl. auch S. 509.) Wie nun der Begriff den substantiellen Formen, so entspricht das Urtheil, als zweite Denkform, der zweiten Art des Seins, dem beständigen Fluss. Als wenn es ohne Weiteres feststände, dass die Denkformen und die von Schleiermacher angenommenen Formen des Seins sich deckten.

Ist es ferner richtig, dass das Urtheil in seinen drei Elementen, Subjekt, Prädikat und Objekt vollendet ist? »Es kann«, sagt Schleiermacher (S. 280. Vorles.), »Fälle geben, wo noch mehre Elemente zu sein scheinen, z. B. der Knecht baut den Acker für seinen Herrn. Wir haben hier drei Subjektsbegriffe, aber das ist nur Schein, denn das eigentliche Verbum ist ackerbaun, und das Urtheil sagt nur, der Knecht bringt hervor für seinen Herrn.«

Schleiermachers Auffassung ist hier einerseits eine rein sprachliche, denn er nimmt den Begriff des Pflügens dem sprachlichen Ausdruck gemäss als eine einfache Handlung, während die Vorstellung, die er bezeichnet, einen Komplex von Dingen und Thätigkeiten, nämlich Pferd, Pflug u. s. w. und ihre verschiedenen Aktionen enthält. Andererseits soll aber der sprachliche Ausdruck nicht massgebend sein; offenbar weil mit der Vorstellung des Pflügens die Vorstellung eines Ackers verknüpft ist. Der Widerspruch liegt auf der

Hand: Entweder musste sich Schleiermacher an den sprachlichen Ausdruck halten, und dann ist der Acker Objekt; oder er musste sich an die Vorstellung halten, die der Ausdruck bezeichnet, und dann kann keine Rede davon sein, dass die Handlung sich auf zwei Faktoren zurückführen liesse. — Die Bemerkung, dass das oben angeführte Beispiel aussage: »Der Knecht bringt hervor für seinen Herrn«, ist natürlich durchaus verfehlt.

Es gibt nun auch Sätze genug, bei denen nicht einmal der Schein entstehen kann, dass die Faktoren, welche die Handlung bewirken, sich auf zwei zurückführen lassen. Man nehme etwa den Satz: »Die Frau schmilzt das Wachs am Feuer.« Soll auch hier das eigentliche Verbum »Wachs schmelzen« sein? Warum betrachtet dann Schleiermacher den Satz: »Der Schnee schmilzt an der Sonne« als ein vollständiges Urtheil? (S. 278.)

7) »Thätigkeit und Substanz«, sagen die logischen Untersuchungen (2. Aufl. S. 208 ff.), »sind die Formen des Seins. Welches sind die Formen, die dem bezeichneten Grundverhältniss im Denken entsprechen?« Der Thätigkeit entspricht das Urtheil, wie der Substanz der Begriff. Das logische Urtheil bezieht sich nämlich »immer auf eine reale Thätigkeit oder auf eine Thätigkeit einer Substanz, und es kann ohne dies Gegenbild im Wirklichen nicht begriffen werden.« — Es wird eine doppelte Art von Urtheilen unterschieden: unvollständige und vollständige. Jene drücken die blosse Thätigkeit aus. In der Sprache stellen sie »sich in den sogenannten unpersönlichen Verben dar, z. B. es braust, es blitzt, es friert u. s. w. Diese Thätigkeit wird für den Augenblick und beziehungsweise als eine ursprüngliche aufgefasst, denn das Urtheil giebt nicht an, woher sie stamme. In diesen Urtheilen müssen wir den Keim der weiteren Bildung suchen. Indem sich die Thätigkeiten in Substanzen fixiren, werden diese wiederum in neuen Thätigkeiten lebendig. Aus den unvollständigen Urtheilen, die nur eine Thätigkeit darstellen oder Sein und Thätigkeit in einander fassen, werden Begriffe, die neue Urtheile begründen.« Letztere sind die vollständigen Urtheile. In diesen »unterscheiden wir Subjekt und Prädikat, jenes die Substanz, dieses die Thätigkeit derselben darstellend, oder die Eigenschaft, die den Grundbegriff der Thätigkeit in sich trägt.«

Unserer Ansicht nach ist es für das Urtheil gleichgültig,

ob das Prädikat eine Thätigkeit ist oder nicht. Unzweifelhaft sind zwar die Eigenschaften als Produkte von Thätigkeiten anzusehen, aber der Begriff des Urtheils ist nicht davon abhängig, dass sie so gefasst werden. Der Satz: »Diese Wand ist weiss« enthält auch in dem Falle, dass mit der Farbe nicht der Gedanke einer Bewegung verknüpft ist, ein Urtheil. Dies wäre nicht möglich, wofern die Beziehung auf eine Thätigkeit etwas dem Begriffe des Urtheils Wesentliches wäre. — In den Sätzen, deren Prädikat ein dem Subjekte übergeordneter Begriff ist, könnte natürlich nur das Prädikat als Substanz angesehen werden, im Subjekte hingegen müsste die Thätigkeit gedacht sein. Aber auch dies ist mindestens nicht überall möglich. So kann z. B. in dem Satze: »Das Eisen ist ein Metall« das Eisen nicht als etwas durch die Thätigkeit des Metalles, als der zu Grunde liegenden Substanz, Produzirtes gedacht werden; und doch enthält der Satz offenbar ein Urtheil.

Ferner stossen auch die Ansichten, welche die logischen Untersuchungen über die unpersönlichen Verba äussern, auf Schwierigkeiten. Oder dienen diese wirklich zum Ausdruck eines Urtheils der blossen Thätigkeit? Sätze, wie es schneit, bezeichnen ebensowohl eine Substanz, nämlich Schneeflocken, als eine Bewegung. Sie unterscheiden sich von Sätzen, in denen die Substanz und die Bewegung getrennt ausgedrückt sind, nur sprachlich. So bestimmt z. B. der Satz: »Es fällt eine Sternschnuppe« die bewegte Substanz um nichts genauer als der Satz: »Es blitzt«. Der Unterschied ist bloss der, dass im einen Falle Substanz und Bewegung durch ein Verbum allein, im andern durch ein Substantivum und Verbum ausgedrückt werden. Ferner bezeichnen Sätze, wie »es brauset«, die Beziehung der Thätigkeit auf eine unbestimmte Substanz. Diese Unbestimmtheit aber kann offenbar ein Urtheil nicht substanzlos machen. Ueberhaupt kann eine äussere Thätigkeit nicht ohne ein Ding, dem sie inhärirt, vorgestellt werden. Es dienen also die unpersönlichen Verba nicht zum Ausdruck eines Urtheils der blossen Thätigkeit. Es gibt überhaupt derartige Urtheile nicht.

»Der Begriff«, sagt Trendelenburg weiter, »entsteht auf ähnliche Weise aus dem Urtheil der blossen Thätigkeit, wie die Substanz aus der gestaltenden Thätigkeit . . . Ein einfaches Beispiel mag es erläutern: Die Sprache fasst den

Satz: »es blitzt« nach seiner Form als ein Urtheil einer ursprünglichen Thätigkeit auf. Diese Thätigkeit wird im Begriff Blitz Substanz. . . . Wenn die Namen der Substanzen auf der spätern Stufe etwas Unmittelbares zu bezeichnen scheinen, so dass die Substantiva, also die ruhenden Begriffe, das Erste wären, so zeigen sie oft, ihrem Ursprunge zurückgegeben, ein vorangegangenes feines Urtheil. Wenn z. B. nach etymologischen Forschungen des Indischen oder Deutschen die Wolke eigentlich die blitzende, die Erde die tragende, die Hand die machende oder fangende u. s. w. bedeutet: so läuft dem fertigen Begriffe das Urtheil, es blitzt, es trägt, es fängt u. s. w. voran.« (a. a. O. S. 211 f.)

Die Substantiva sind unzweifelhaft mindestens zum grössten Theile aus Verben gebildet. Es liegen ihnen also Urtheile zu Grunde. Gilt dasselbe aber auch von den Begriffen? Nach Trendelenburg ist der Begriff die gedachte oder allgemein gefasste Substanz. Das Substantivum ist demnach nur das sprachliche Zeichen desselben. Also kann die Entstehung beider nicht dieselbe sein. Wofern z. B. der Begriff »Hand« die gedachte Substanz derselben ist, kann er nicht aus dem Urtheil, dass der Gegenstand etwas Fangendes ist, gebildet werden. Dies gilt nur von dem sprachlichen Ausdruck für die Vorstellung »Hand«.

9) Nach Herbart ist ein Urtheil die Entscheidung über die Frage, ob zwei Begriffe, die sich im Denken begegnen, eine Verbindung eingehen oder nicht. (Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie § 52.)

Dieser Ansicht vom Urtheile liegt die gewöhnliche Bedeutung desselben zu Grunde, für die es wesentlich ist, dass vor dem Urtheilsakt gezweifelt wird, ob die Vorstellungen zu verbinden seien. (vgl. S. 18.) Ferner wird die Hauptsache unbestimmt gelassen, nämlich die Art der Verbindung, die das Urtheil enthält.

1) Ueberweg gibt folgende Definition: »Urtheil ist das Bewusstsein über die objective Gültigkeit einer subjectiven Verbindung von Vorstellungen, welche verschiedene, aber zu einander gehörige Formen haben, d. h. das Bewusstsein, ob zwischen den entsprechenden objectiven Elementen die analoge Verbindung bestehe.« . . . »Das Urtheil unterscheidet sich von der blos subjectiven Vorstellungskombination durch die bewusste Beziehung auf die Wirklichkeit oder zum mindesten auf die objective Erscheinung. Die Bestimmung, der Wirklichkeit zu ent-

sprechen, giebt dem Urtheil den Charakter eines logischen Gebildes. Wo das Bewusstsein über die objective Gültigkeit fehlt, da fehlt eben das Urtheil; wo es ein irriges ist, da ist das Urtheil ein falsches.« (System der Logik 3. Aufl. S. 151 f.)

Es ist richtig, dass im Begriff des Urtheils in seiner gewöhnlichen Bedeutung die objektive Gültigkeit der Verbindung der Vorstellungen liegt. Folgt aber daraus, dass dasselbe sich auf die »Wirklichkeit oder zum mindesten auf die objective Erscheinung« bezieht? Die in dem Satze: »Der Phönix ist ein Vogel« ausgesprochene Verbindung ist objektiv gültig; der Phönix aber ein Phantasiegebilde. Das Urtheil bezieht sich also nicht auf die Wirklichkeit oder die objektive Erscheinung. — Ueberweg verwechselt die Begriffe der Objektivität und der Realität. Objektiv ist alles das, was einem Objekte an sich zukommt. Als Objekt aber kann nicht bloss etwas Reales, sondern auch etwas Erdachtes bezeichnet werden. Also ist das Urtheil als objektive Verbindung von Vorstellungen gleichgültig gegen die Realität der Vorstellungen und ihrer Verbindung.

Es ist ferner der logische Begriff des Urtheils von dem gewöhnlichen zu unterscheiden. (S. 18 f.) Auch Ueberweg will, dass jeder Aussagesatz als Urtheil gefasst werde. »Hegel«, sagt er (S. 154 f.), »unterscheidet die Urtheile von den Sätzen, welche nicht das Subjekt auf ein allgemeines Prädikat beziehen, sondern nur einen Zustand, eine einzelne Handlung von demselben aussagen. In der That aber muss jeder (Aussage-) Satz ein logisches Urtheil zum Ausdruck bringen.« Offenbar setzt sich dadurch Ueberweg in Widerspruch mit sich selbst. Denn es gibt auch Aussagesätze, mit welchen nicht das Bewusstsein der objektiven Gültigkeit der subjektiven Verbindung der Vorstellung verknüpft ist; z. B.: »Der Phönix spricht.«

Aber gesetzt nun auch, das Bewusstsein der objektiven Gültigkeit sei für den Begriff des Urtheils wesentlich, so enthält derselbe doch nicht nur dieses Bewusstsein, sondern auch, und zwar zunächst, das Bewusstsein einer bestimmten Verbindung von Vorstellungen. Ueberweg hätte also mindestens sagen müssen: »Urtheil ist eine subjektive Verbindung von Vorstellungen, mit der das Bewusstsein der objektiven Gültigkeit verknüpft ist.«

Es ist dann ferner ein Irrthum, dass jede derartige Verbindung von Vorstellungen auch nur ein Urtheil im ge-

wöhnlichen Sinne sei. Die Vorstellung eines bestimmten Menschen z. B. enthält eine subjektive Verbindung verschiedener Vorstellungen, wie Kopf, Arm u. s. w. Wird dieselbe ein Urtheil durch das Bewusstsein ihrer objektiven Gültigkeit oder auch ihrer Realität? Fällt ferner nicht auch der Begriff des Schlusses unter Ueberwegs Definition? Man hat auch in ihm eine subjektive Verbindung von Vorstellungen, mit der das Bewusstsein ihrer objektiven Gültigkeit verknüpft sein muss, wofern sich dasselbe in jedem einzelnen Urtheil findet.

2. Die Eintheilung der Urtheile.

a) der Relation nach.

Die Urtheile sollen eine verschiedene Beziehung von Vorstellungen enthalten. Sie werden demnach gewöhnlich eingetheilt in: kategorische, hypothetische und disjunktive.

a) Man hat zunächst mit Recht darauf aufmerksam gemacht, dass die Eintheilung nicht erschöpfend sei. Sie ist eine Eintheilung nach den Satzarten, enthält aber nur einen Theil derselben. Warum soll nicht z. B. der Absichtssatz ebensowohl wie der Bedingungssatz, der Vergleichssatz ebensowohl wie der Disjunktivsatz eine Art der Relation des Urtheils ausdrücken?

Die Eintheilung ist auch auf eine rein äusserliche Weise entstanden. Die Peripatetiker fügten zu dem von Aristoteles behandelten kategorischen Schluss den Voraussetzungschluss, der sich auf hypothetische und disjunktive Urtheile bezieht, hinzu. Da in Folge dessen die kategorischen, hypothetischen und disjunktiven Sätze vor den übrigen hervortraten, so theilte man allmählig die Urtheile in diese drei Klassen. (vgl. Prantl: Geschichte der Logik I. S. 446.)

β) Ist die Urtheilsfunktion in den kategorischen und hypothetischen Sätzen eine verschiedene? Stehen sich diese wie unbedingte und bedingte gegenüber?

β¹) Mit Recht bejaht Ueberweg diese Frage. Seine Begründung ist jedoch durchaus irrig. Er behauptet, dass die kategorischen Sätze die Existenz ihres Subjektes involviren. Wer nämlich dieselbe nicht annimmt, muss Sätzen wie »Gott ist gerecht«, »die Seele ist unsterblich, Klauseln »beifügen, wodurch sie zu hypothetischen werden: falls es einen Gott, eine Seele giebt. Ein Satz, wie wahre Freunde

sind zu schätzen, beruht auf der Voraussetzung, dass es solche gebe; dieselbe liegt in dem Indicativ; für den Ausdruck des Zweifels an dieser Voraussetzung und der Verneinung derselben haben die Sprachen andere Formen geschaffen.« (System der Logik 3. Aufl. S. 162 f.)

Es ist zunächst zu bemerken, dass Ueberweg dem kategorischen Urtheils eine abweichende Bedeutung gibt. Werden nämlich die Urtheile der Relation nach in kategorische, hypothetische und disjunktive eingetheilt, so muss ein kategorisches Urtheil ebensowohl problematisch und apodiktisch als assertorisch sein können. Ein allgemeines oder ein hypothetisches Urtheil bleibt allgemein oder hypothetisch, die Modalität mag sein, welche sie wolle. Sollte dasselbe nicht vom kategorischen gelten, so müssten in die Eintheilung nach der Relation ausser den kategorischen Urtheilen noch solche aufgenommen werden, die im Uebrigen mit diesen übereinstimmen, aber entweder problematisch oder apodiktisch sind. Freilich hat man durchgängig diese Konsequenz nicht gezogen. Auch Ueberweg versteht unter dem kategorischen Urtheile das kategorische, das assertorisch ist. Es ist dies bei ihm nicht gerade fehlerhaft, da er die gewöhnliche Eintheilung der Urtheile in kategorische, hypothetische und disjunktive verwirft. Aber er hätte auf die abweichende Bedeutung des Wortes aufmerksam machen sollen.

Das kategorische Urtheil soll nun deshalb das Sein des Subjektes involviren, weil der Indikativ es thut, der zu seinem Ausdruck dient. Kann aber das Wesen einer Urtheilsfunktion bestimmt werden durch die Bedeutung, die eine sprachliche Form hat, in die es gekleidet ist? Es würde dies eine Identität des Urtheils und Satzes voraussetzen. »Es ist aber«, bemerkt Ueberweg ganz richtig, »die grammatische Frage, welchen Sinn ein im Indicativ ausgesprochener Satz von kategorischer Form habe, von der logischen Frage nach dem Sinne des kategorischen Urtheils wohl zu unterscheiden.« Er hätte also auch nur sagen dürfen, dass der im Indikativ ausgesprochene Satz von kategorischer Form das Sein des Subjektes involvire.

Dass dies übrigens vom kategorischen Urtheile als solchem nicht gelten könne, liegt auf der Hand. Es bezeichnet nämlich in der Bedeutung, in welcher es Ueberweg gebraucht, nichts Anderes als ein Urtheil, in dem einem Sub-

jekte ein Prädikat einfach beigelegt wird. Natürlich liegt in diesem Begriffe keine Bestimmung, die Bezug hätte auf das Sein oder Nichtsein des Subjektes.

Es hat aber ferner auch der Indikativ die ihm beigelegte Bedeutung nicht. Ueberweg gesteht zunächst selbst zu, dass sie ihm nicht stets zukommt. »Wenn der Zusammenhang des Ganzen (wie in einem Romane) oder der bekannte Sinn eines Wortes (wie Zeus, Sphinx, Chimäre etc.) auf eine bloss fingirte Wirklichkeit oder auch auf eine blosse Namenerklärung hinweist,« involvirt der Indikativ das Sein des Subjektes nicht. Dasselbe gilt vom Indikativ in Sätzen, deren Prädikat das Sein des Subjektes aufhebt, z. B.: »Eine schlechthin grösste Zahl ist unmöglich.« Wenn Ueberweg dagegen bemerkt, dass andere sprachliche Wendungen z. B. »Es gibt nicht eine schlechthin grösste Zahl« einen genauern Ausdruck des Gedankens gäben, so ist das zunächst ein offener Irrthum. Dann ist es auch ganz gleichgültig, ob der eine Ausdruck genauer ist als der andere; denn wenn der indikative Satz die ihm beigelegte Bedeutung hätte, so wäre es völlig unsinnig den obigen Gedanken in dieser Form auszudrücken. Involvirt ferner der Indikativ die Existenz des Subjektes auch in kategorischen Sätzen, deren Prädikat seiner Bedeutung nach dieselbe aussagt? Ueberweg meint derartige Sätze hätten »eine künstliche, dem allgemeinen Sprachgebrauche sich fast entfremdende Form; das natürliche Sprachbewusstsein zieht, falls die Existenz behauptet werden soll, andere Formen vor, wie z. B. es ist ein Gott, es giebt einen Gott . . . oder man sagt von dem bestimmten Subjekte das Etwassein (sunt aliquid Manes) aus oder u. s. w.« Vorausgesetzt, dass dies in Bezug auf das Deutsche seine Richtigkeit hätte, gilt dasselbe auch von andern Sprachen? Im Lateinischen enthält der Satz: »Deus est« den einfachen regelmässigen Ausdruck der Existenz. Natürlich kann man auch sagen: Deus est aliquid. Es heisst dies aber nichts Anderes, als Gott ist etwas Wirkliches, oder er ist wirklich; es wird also ganz dasselbe ausgedrückt wie im ersten Satze. Involvirt nun vielleicht der Indikativ nur im Deutschen nicht aber im Lateinischen das Sein des Subjektes?

Es soll aber derselbe deshalb dieses Sein involviren, weil der Zweifel an demselben oder die Verneinung desselben durch andere sprachliche Formen oder durch Klauseln ausgedrückt werden müssen. Der Schluss ist falsch. Denn offenbar gibt es neben dem Gedanken des Seins und Nicht-

seins von etwas noch eine dritte Möglichkeit, nämlich dass auf das Sein gar nicht reflektirt wird. Muss ferner stets alles, was überhaupt von einem Gegenstande gedacht ist, ausgedrückt werden und zwar in Einem Satze? Wenn dies nicht der Fall ist, so kann daraus, dass ein Satz den Gedanken des Nichtseins eines Subjektes nicht ausdrückt, nicht folgen, dass dasselbe als seiend gedacht ist.

Der Indikativ drückt nichts Anderes aus, als dass das Verbum einfach auf das Subjekt bezogen ist. Er lässt also selbstverständlich die Möglichkeit für das Sein oder Nichtsein des Subjektes offen.

β^2) Herbart hat demnach Recht, wenn er sagt: »Das Urtheil A ist B und ebenso die Frage: Ist A wol B? enthält keineswegs die gewöhnlich hinzugedachte, aber ganz fremdartige, Behauptung, dass A sei.« (Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie § 53.)

Er bemerkt aber weiter: »Das Subjekt ist Subjekt für irgend ein Prädikat, das Prädikat ist Prädikat für irgend ein bestimmtes Subjekt.« Es folgt hieraus: »Ohne Voraussetzung des Subjektes würde an kein Prädikat, noch an die Verbindung desselben mit jenem gedacht werden; aber auch der Begriff, welcher zum Subjekt dient, wird als solcher keineswegs absolut, sondern hypothetisch, nämlich in Erwartung irgend eines Prädikats und zum Behufe der Anknüpfung desselben aufgestellt, und hierdurch wird schon die Frage, vollends das Urtheil, allemal hypothetisch.« »Es erscheint jedes Subjekt als solches in Relation zu irgend einem (nicht schon zu einem bestimmten) Prädikate. Ohne diese wäre es zwar ein Begriff, aber nicht ein Subjekt. In jeder Relation aber liegt eine Hypothese; und kein Relatives ist einer absoluten Setzung fähig; denn die Relation enthält allemal den Sinn: Wenn der Beziehungspunkt wegfiele, müsste auch das Bezogene wegfallen . . . Diese Abhängigkeit wäre nicht möglich, wenn im kategorischen Urtheile, als solchem, das Subjekt definitiv aufgestellt wäre.«

Es ist richtig, dass etwas Relatives als solches bedingt ist durch das, worauf es bezogen ist, und dass Subjekt und Prädikat relative Begriffe sind. Denn Subjekt wird die Vorstellung genannt, von der etwas ausgesagt wird, d. h. der ein Prädikat beigelegt wird. Entsprechendes gilt vom Prädikate. Aber darf deshalb das kategorische Urtheil hypothetisch genannt werden?

Die gewöhnliche Unterscheidung der Sätze in kategorische und hypothetische bezieht sich auf den in ihnen ausgedrückten Gedanken. Nur der eine, nicht der andere Satz bezeichnet, dass eine Bedingung gedacht ist. Herbart dahingegen nennt das kategorische Urtheil ein hypothetisches, weil das in ihm Gedachte von Bedingungen abhängig ist. Er gebraucht also den letztern Begriff in einer vom gewöhnlichen Sprachgebrauche abweichenden Bedeutung. Denn es ist zweierlei: Ein Urtheil, in dem etwas als Bedingung für etwas Anderes gedacht ist, und ein Urtheil, das unter Bedingungen steht, die in ihm nicht gedacht sind. Herbart freilich übersieht diesen Unterschied.

Warum nennt er ferner nicht, wie es konsequenter Weise geschehen müsste, den hypothetischen Satz doppelt hypothetisch? Derselbe drückt nämlich erstens aus, dass der eine Theil des Satzes als eine Bedingung des andern gedacht ist, und heisst deshalb dem gewöhnlichen Sprachgebrauche gemäss hypothetisch. Er enthält zweitens ein Bedingtsein seiner Glieder durch einander, das nicht gedacht ist; es ist z. B. der Vordersatz nur Vordersatz unter der Bedingung, dass ein Nachsatz da ist; das Subjekt der beiden Sätze ist nur Subjekt unter der Voraussetzung eines Prädikates; u. s. w. Der Satz muss demnach Herbarts Terminologie gemäss auch aus einem zweiten Grunde hypothetisch genannt werden.

Es stehen sich also der kategorische und hypothetische Satz dem in ihnen ausgedrückten Gedanken nach als bedingte und unbedingte gegenüber. Wird der kategorische Satz, weil er in anderer Beziehung bedingt ist, hypothetisch genannt, so wird dieser Ausdruck in einer vom gewöhnlichen Sprachgebrauch abweichenden Bedeutung genommen, und es muss alsdann ausserdem der hypothetische Satz doppelt hypothetisch genannt werden.

Die Verwirrung der gewöhnlichen Terminologie führt zu sonderbaren Konsequenzen. Es soll nämlich in einem kategorischen Urtheile vom Subjekte die Existenz nicht unbedingt ausgesagt werden können. (vgl. auch Drobisch: Neue Darstellung der Logik § 56.) Es ist richtig, dass in dem Satze »Gott existirt« die Existenz Gott nur beigelegt werden kann unter der Bedingung, dass Gott gedacht wird. Aber schliesst denn die unbedingte Setzung des Seins den Gedanken in, sich, dass sie auch von der Vorstellung, die als unbedingt seiend gesetzt werden soll, und dem Sein selbst

nicht bedingt sein dürfe, dass beides nicht als Bedingung der Setzung dürfe betrachtet werden können? Das hiesse: Als unbedingt seiend kann nur diejenige Vorstellung gedacht werden, die weder selbst noch deren Sein gedacht wird. Dass dies unrichtig ist, braucht wohl nicht erst bemerkt zu werden.

Herbart deduzirt den Existenzialsatz folgender Maassen: »In jedem Urtheile kommt das Prädikat nur in beschränktem Sinne vor, nämlich in Beziehung auf sein Subjekt . . . Bei dem Satze: Das Wasser verdunstet, denkt man an Verdunsten nur, insofern dies Merkmal im Begriff des Wassers vorkommt. Diese Beschränkung des Prädikats richtet sich ganz nach dem Subjekt; sie muss mit ihm wachsen und abnehmen. Setzt man im obigen Beispiele statt Wasser, vielmehr heisses Wasser, so verengt sich die Bedeutung des Prädikats. Setzt man Flüssigkeit überhaupt statt Wasser, so wächst die Sphäre, innerhalb deren die Verdunstung gedacht wird. Die freie Stellung des Prädikats im Urtheil muss ihr Maximum erreichen, wenn der Inhalt des Subjektsbegriffes verschwindet. Im Beispiele, wenn gar nicht angegeben wird, was das Verdunstende sei . . . Das Prädikat wird jetzt unbeschränkt, unbedingt aufgestellt. Nicht als ein Begriff, der an einen andern solle angelehnt werden, wie zuvor, da es noch ein Subjekt hatte, auch nicht als ob es einen andern Begriff erwartete, welchem es selbst zur Stütze dienen sollte; sonst müsste es die Stelle des Subjekts einnehmen. Die vorige Form der Aufstellung mag bleiben, es mag zum Zeichen derselben eine Copula vorhanden sein, so kann diese nichts anderes bezeichnen als: dieser Begriff hat nichts, woran er als Prädikat sich anlehne; nichts was seine Bedeutung beschränkte: er steht für sich allein und selbständig da. Dieses nun ist der Aufschluss über die Verwandtschaft der Copula mit dem Begriff des Sein. Jene verwandelt sich in das Zeichen von diesem, wenn für ein Prädikat das Subjekt fehlt; es entsteht auf diese Weise ein Existenzialsatz, den man unrichtig auslegt, wenn man in ihm den Begriff des Sein für das ursprüngliche Prädikat hält . . . Man bemerke zunächst solche Sätze, wie es friert, es regnet, es blitzt, es donnert u. a. m. Hier ist durch die Sprachform selbst die Art der absoluten Aufstellung bezeichnet.« Wenn das Prädikat ein Substantivum ist, so geht z. B. »der Satz: die Europäer sind Menschen bei der Erweiterung des Subjekts über in die Sätze: Menschen sind

Menschen, einige Sterbliche sind Menschen, — endlich: es sind Menschen (*sunt homines*), oder, wie wir zu sagen pflegen, es giebt Menschen. Hier ist die Bedeutung der Copula verändert; aber offenbar darum, weil sie nichts mehr findet, woran sie das Prädikat knüpfen, unter dessen Voraussetzung sie es aufstellen könnte.« (a. a. O. § 63.)

Man kann sagen, dass die Unbestimmtheit eines Prädikates zunimmt mit der Verallgemeinerung des Subjektes. Wächst sie aber auch in den Sätzen, welche das Urtheil: »Es sind Menschen« aus dem Urtheile: »Europäer sind Menschen« herleiten sollen? Es bezeichnet in den Sätzen: »Menschen sind Menschen«, »Einige Sterbliche sind Menschen« u. s. w. das Subjekt stets dasselbe. Also muss auch die Beschränkung des Prädikates dieselbe bleiben. Oder wird die Art des Verdunstens vielleicht eine andere, wenn zur Bezeichnung von Wasser der Ausdruck »eine von den Flüssigkeiten« gebraucht wird? Was sollen also jene Sätze? Leiten sie vielleicht zum Wegfallen des Subjektes über? Das setzte voraus, dass die Unbestimmtheit der Bezeichnung einer Vorstellung das Wegfallen derselben bewirkte. Die unbestimmteste Bezeichnung ist »es«. Es wäre aber ein Widerspruch in sich zu sagen, eine Vorstellung sei weggefallen, wenn sie durch »es« bezeichnet wird.

Wie kommt man ferner von dem Satze: »Es sind Menschen«, in dem »sind« Kopula ist, und der demnach bedeutet: »Unbestimmten Vorstellungen kommt das Prädikat »Mensch« zu«, zu dem Satze: »Es existiren Menschen?«

Was bewirkt zunächst das Wegfallen der Subjektovorstellung? Herbart bleibt die Antwort schuldig. Wie entsteht weiter, wenn das Subjekt weggefallen ist, der Gedanke der Existenz des Prädikates? Wenn zunächst gesagt wird, dass an die Stelle des aufgehobenen Urtheils etwas Anderes treten müsse, weil die Bedeutung des Prädikates zugenommen habe, so braucht kaum bemerkt zu werden, dass die durch Abstraktion gesteigerte Bedeutung einer Vorstellung, z. B. des Verdunstens, gar keine Beziehung hat zu dem Gedanken, dass die Vorstellung existirt. Es soll ferner das Prädikat, nachdem das Subjekt weggefallen ist, unbedingt aufgestellt werden. Natürlich fällt die Bedingtheit, die das Urtheilsverhältniss für die Prädikatsvorstellung involvirte, mit demselben weg. Aber folgt daraus, dass letztere als existirend gedacht wird? Heisst denn eine Vorstellung

denken, ohne dass sie zu einer andern in Beziehung gesetzt wird, sie als seiend denken? Natürlich hat das Fehlen der Beziehung nichts mit dem Gedanken der Existenz gemein. Es kann im Gegentheile eine Vorstellung nur als wirklich gedacht werden, wenn sie zu diesem Wirklichsein in Beziehung gesetzt wird.

Nebenbei bemerkt müsste aus dem Subjekte ebensowohl wie aus dem Prädikate ein Existenzialsatz entstehen. Wenn die grössere Unbestimmtheit die Bedeutung einer Vorstellung vermehrt und so den Existenzialsatz begründet, so muss in erster Linie das Subjekt als existirend gedacht werden. Denn es wird zu den höchsten, abstraktesten Begriffen gesteigert; und es wird ausserdem auch selbständig, indem es aus dem Urtheil ausgeschieden wird.

Ohne sich allerdings dessen bewusst zu werden, erkennt übrigens Herbart selbst es an, dass eine beziehungslose Vorstellung den Gedanken ihrer Existenz nicht involvirt. Er setzt nämlich die für sich allein dastehende Prädikatsvorstellung wieder in Beziehung. »Die Form der Aufstellung«, sagt er, »mag bleiben, zum Zeichen derselben möge eine Copula vorhanden sein.« Aber die vorige Form der Aufstellung ist ja gerade weggefallen: es soll die Vorstellung nicht mehr auf ein Subjekt bezogen werden. Was soll also die Copula? Sie enthält den Ausdruck dieser Beziehung. Was soll der Ausdruck, wenn die Beziehung weggefallen ist?

Aber sie möge bleiben. Kann sie wirklich bezeichnen: »Dieser Begriff hat nichts, woran er als Prädikat sich anlehne, nichts, was seine Bedeutung beschränkte: er steht für sich allein und selbständig da«? Es müsste alsdann ein sprachlicher Ausdruck die Negation seiner Bedeutung bezeichnen können.

Wenn nun aber die Copula auch die Selbständigkeit einer Vorstellung bezeichnen könnte, so drückt sie doch ihre Existenz nicht aus.

Es werde aber auch letzteres angenommen, so hat man den Satz: »Das Prädikat existirt.« Die Vorstellung wird damit in Beziehung zur Existenz gesetzt, ihre Existenz ist also nach Herbart eine bedingte. Was würde er demnach mit seinen Existenzialsätzen erreichen, wenn sie richtig deduzirt wären?

Der Schein, dass sich die Sache anders verhalte, entsteht nur dadurch, dass das Pronomen »es« in den Existenzial-

sätzen, wie Drobisch sagt, die leere Stelle des Subjektes bezeichnen soll. Offenbar ist dies irrig.

Nach Drobisch gibt es noch eine zweite Art, um die »unbedingte Setzung« einer Vorstellung zu bezeichnen, nämlich »durch solche hypothetische Urtheile, in welchen das Subjekt einen so weiten Umfang seiner Geltung hat, dass die Bedingtheit der Setzung des Prädikats verschwindet.« Z. B.: »Wenn irgend etwas ist, so ist P.« (Neue Darstellung der Logik § 56.)

Wenn dieser Satz die unbedingte Existenz von P aussagen soll, so begreift man nicht, warum dasselbe nicht auch gilt von dem Urtheile: »P existirt«, gesetzt nämlich, dass es bedingt ist durch die Vorstellung von P. Es macht doch offenbar die Bedingung des letztern Satzes die Existenz von P nicht zweifelhafter als die des erstern. Im Gegentheil in dem Gedanken: »P existirt«, liegt die Vorstellung von P und also die Erfüllung der Bedingung eingeschlossen.

Gesetzt ferner, der Satz: »P ist« gälte eben so sicher wie der Satz: »Irgend etwas ist.« Ist denn dieser letztere seiner Form nach, sofern er nämlich einer Vorstellung die Existenz beilegt, nicht ebensowohl ein bedingter wie der erste? Es kann also dieser dadurch unmöglich unbedingt werden, dass er jenem an Gewissheit gleich gestellt wird. Ueberhaupt kann einem Satze eine Bedingtheit, die in der Form liegt, nicht dadurch genommen werden, dass er dem Inhalte nach als unbedingt gesetzt wird.

Es sind also die Ansichten Herbart's über die hypothetische Natur des kategorischen Satzes und die daraus gezogenen Folgerungen unhaltbar.

7) Was ist nun das Wesen der hypothetischen Sätze?

Man hat zunächst mit Recht bestritten, dass kategorische und hypothetische Sätze sich in der Weise unterscheiden, dass jene das Verhältniss zwischen Ding und Eigenschaften, diese zwischen Ursache und Wirkung ausdrücken. Das einfache kategorische Urtheil bezeichnet nur, dass eine Vorstellung zum Sein einer andern gehört, ohne im Uebrigen ihr reales Verhältniss zu bestimmen. Ferner können die Vorstellungen, welche im hypothetischen Satze verbunden werden, auch ein anderes Verhältniss zu einander haben, wie das der Ursache und Wirkung. (vergl. Trendelenburg

Logische Unters. 2. Aufl. S. 246 ff., Geschichte der Kateg. S. 291 f.; Beneke: System der Logik I. S. 162 ff.)

»Andere Unterschiede gehen noch weniger durch alle Fälle hin. Im kategorischen Urtheil soll die Verknüpfung von Subjekt und Prädikat unter der Form der Einerleiheit, im hypothetischen unter der Form des blossen Zusammenhangs erfolgen. Bei jenem denke man sich unter A und B (A ist B) dasselbe identische Ding, bei diesem verschiedene aber zusammenhängende Gegenstände. — Es wird indessen in einem hypothetischen Urtheil häufig von einem identischen Objekte gehandelt, wie in dem . . . Beispiele: »Wenn ein Dreieck rechtwinklig ist, so hat es die pythagoräische Eigenschaft.«

Besteht nun aber trotzdem nicht zwischen dem kategorischen und hypothetischen Satze ein Unterschied, der nicht bloss sprachlicher Natur ist?

Daraus, dass ein kategorischer Satz sich in einen hypothetischen und ein hypothetischer sich in einen kategorischen verwandeln lässt, folgt ihre Identität nicht. Denn der Gedanke wird durch die Verwandlung ein anderer. Die Konjunktion »wenn« drückt nämlich aus, dass mit dem Sein oder Wirklichsein von etwas das Sein von etwas Anderem verbunden ist. So bedeutet z. B. der Satz: »Wenn der Freund dies hört, kommt er«, dass mit dem Wirklichsein des Hörens das Wirklichsein des Kommens verbunden ist. Es liegt also auf der Hand, dass der Bedingungssatz nicht mit dem kategorischen überhaupt, sondern nur mit einem kategorischen von bestimmtem Inhalte identisch sein kann.

Es fragt sich endlich, ob derselbe eine abweichende Urtheilsfunktion involvirt. Enthält der Gedanke, dass mit dem Sein von etwas das Sein von etwas Anderem verbunden ist, nicht die dem kategorischen Urtheile zu Grunde liegende Denkfunktion?

Offenbar ist der Satz: »Etwas ist mit etwas Anderem verbunden« ein kategorisches Urtheil. Also enthält der hypothetische Satz keine eigenthümliche Urtheilsfunktion, es sei denn, dass die Verschiedenheit des sprachlichen Ausdrucks eine solche begründen könnte. Die Konjunktion bestimmt, wie bemerkt, den Inhalt des Urtheils.

δ) Der disjunktive Satz.

δ¹) Die Formen des disjunktiven Satzes lassen sich auf zwei Arten reduzieren: 1) a ist entweder b oder c, 2) ent-

weder b oder c ist a. Im ersten Urtheile wird einer Vorstellung ein Glied einer Eintheilung, im zweiten einem Gliede einer Eintheilung eine Vorstellung beigelegt.

»Die Formel a ist entweder b oder c«, sagt Schleiermacher, der die zweite Formel nicht berücksichtigt (Dialektik S. 567), »theilt das ganze a; und a als b, a als c sind aus a durch Ableitung gewordene Begriffe. Das Urtheil ist zusammengesetzt aus den beiden einfachen a ist b und a ist c und schliesst in sich die beiden folgenden: Das nicht b seiende a ist c und das nicht c seiende a ist b; z. B. Alle Materie ist geballt oder zerstreut, die beiden: Alle nicht zerstreute Materie ist geballt, Alle nicht geballte Materie ist zerstreut.«

Zunächst gilt es mindestens nicht von allen disjunktiven Sätzen, welche die Form a ist entweder b oder c haben, dass sie den Begriff a theilen. Man nehme den Satz: Die Seele ist entweder ein körperliches oder ein geistiges Wesen. Was eingetheilt ist, ist nicht der Begriff der Seele.

Theilen aber ferner irgend welche disjunktive Sätze ihr Subjekt ein? Der Satz: »Alle Menschen sind entweder Kaukasier oder Mongolen oder Aethiopen oder Amerikaner oder Malayen« sagt aus, dass jeder Mensch zu einer dieser Rassen gehört. Das »alle« steht nämlich in dem Satze für »jeder«: Es ist klar, dass nicht die Gesammtheit der Menschen entweder Kaukasier oder Mongolen oder u. s. w. sind. Wird nun etwa jeder Mensch eingetheilt? Dasselbe gilt von dem Beispiele, das Schleiermacher oben anführt. Es gibt demnach keine disjunktiven Sätze, die ihr Subjekt eintheilen.

Auch bildet das Eintheilen überhaupt nicht das Wesen des disjunktiven Satzes, wenngleich ihm stets eine Eintheilung zu Grunde liegt. Es ist vielmehr die Funktion desselben, eine Vorstellung auf eine Eintheilung zu beziehen. Dem Satze: »Dieser Mensch ist entweder ein Kaukasier oder ein Mongole oder u. s. w.« liegt eine Eintheilung der Menschen zu Grunde. Er selbst jedoch sagt aus, dass »dieser Mensch« unter ein Glied derselben fällt. — Dasselbe gilt auch von den Sätzen, welche die Form haben: »Entweder b oder c ist a«. Man nehme etwa den Satz: »Entweder der Knabe oder das Mädchen hat den Stein geworfen«.

Das Eingetheilte nun kann nicht nur ein Begriff sein, sondern auch ein Komplex von Einzelheiten. So in dem zuletzt angeführten Beispiele.

Mit Recht bestreiten die logischen Untersuchungen,

dass der Satz: »A ist weder b noch c« als die negative Form des disjunktiven Satzes bezeichnet werden dürfe. (2. Aufl. II. S. 260.) Es gehört jedoch nicht zum Wesen des letztern, dass er positiv ist. Wenn es richtig ist, dass er die Beziehung einer Vorstellung auf ein Glied einer Eintheilung ausdrückt, so kann offenbar diese Beziehung auch geleugnet werden. Dem positiven disjunktiven Satze: »Dieser Mann ist entweder der Thäter oder der Hehler« steht der negative entgegen: »Es ist dieser Mann nicht entweder der Thäter oder der Hehler.« Es macht bloss einen sprachlichen Unterschied, dass man statt des letztern Satzes besser sagt: »Es ist nicht wahr, dass dieser Mann entweder der Thäter oder der Hehler ist.«

δ²) Enthält nun der disjunktive Satz eine abweichende Urtheilsfunktion?

Er bezieht eine Vorstellung auf ein Glied einer Eintheilung; er drückt aus, dass es zweifelhaft ist, welches dieses Glied sei; er bezeichnet die Eintheilung als eine vollständige.

Welcher von diesen Gedanken, die dem disjunktiven Satze zu Grunde liegen, sollte die verschiedene Relation involviren? Es könnte höchstens die Eintheilung. Dann müsste jedoch der divisive, nicht der disjunktive Satz dem kategorischen entgegengestellt werden. Aber es enthält auch jener keine eigenthümliche Relation. Worauf sollte sich diese gründen? Etwa darauf, dass das Eintheilen eine von andern verschiedene Vorstellung ist? Es hiesse dies: die Urtheilsfunktion nach dem Inhalte des Prädikates bestimmen. Dass ferner die Theile eine sprachliche Bezeichnung haben, ist offenbar für die Urtheilsfunktion gleichgültig.

ε) Auch keine von den übrigen Satzarten drückt eine eigenthümliche Urtheilsfunktion aus. Man nehme etwa die Sätze des Grundes, bei denen es am ersten scheinen könnte: Die Konjunktionen »da«, »weil« bezeichnen, dass etwas eine Wirkung von etwas Anderem ist. Wenn dieser Gedanke eine eigenthümliche Urtheilsfunktion enthielte, so müsste diese überhaupt nach der Bedeutung des Prädikats bestimmt werden. Dies ist offenbar unrichtig. Oder es müsste die Verschiedenheit des sprachlichen Ausdrucks für denselben Gedanken eine Verschiedenheit der Urtheilsfunktion begründen, d. h. den Gedanken ändern. Dies ist ein Widerspruch in sich.

Man steht bei Betrachtung der Relation vor der Alternative, den Satz aufzufassen entweder nach seiner sprach-

lichen Form — man stellt sich dann auf grammatischen Boden, oder nach dem ihm zu Grunde liegenden Gedanken — es kann alsdann von einer verschiedenen Relation, die das Urtheil als solches hätte, keine Rede sein.

b) Urtheile des Inhalts und Umfangs.

Trendelenburg theilt die Urtheile ein in Urtheile des Inhalts und Umfangs. »Da das Urtheil den Begriff belebt, so muss die Ausbildung des Urtheils zunächst die beiden wesentlichen Seiten des Begriffes darstellen. Die Urtheile sind daher entweder Urtheile des Inhalts oder Urtheile des Umfangs. Das sogenannte kategorische Urtheil ist im eigentlichen Sinne dazu bestimmt, den Inhalt des Subjekts auszusagen. Indem die Thätigkeiten oder Eigenschaften ins Prädikat treten, geben sie die Merkmale des Begriffes oder was aus denselben folgt. Das disjunktive Urtheil gliedert den Umfang eines Begriffes.« (Logische Untersuchungen 2. Aufl. II. S. 244.)

In den meisten Urtheilen ist das Subjekt kein Begriff, sondern eine Einzelvorstellung, die keinen Umfang hat; so z. B. in dem Satze: »Diese Rose ist roth.« Es drücken derartige Urtheile ihrer Natur nach stets den Inhalt aus. Da die von den logischen Untersuchungen gegebene Eintheilung die Urtheile nur insoweit berücksichtigt, als ihr Subjekt ein Begriff ist, so beschränkt sie sich auf einen Theil derselben. — Ferner dürfen die disjunktiven Sätze nicht als reine Sätze des Umfangs angesehen werden. (vgl. S. 49 f.)*)

c) Analytische und synthetische Urtheile.

Kant theilt die Urtheile ein in analytische und synthetische. »In allen Urtheilen, worinnen das Verhältniss eines Subjekts zum Prädikat gedacht wird (wenn ich nur die bejahenden erwäge, denn auf die verneinenden ist nachher die Anwendung leicht), ist dieses Verhältniss auf zweierlei Art möglich. Entweder das Prädikat B gehört zum Subjekt A als etwas, was in diesem Begriffe A (versteckter Weise) enthalten ist; oder B liegt ganz ausser dem Begriff A,

*) Die von Ueberweg (a. a. O. S. 161 f.) gegen die Eintheilung erhobenen Einwendungen, auf die wir nicht näher eingehen können, sind theils schief, theils völlig irrig.

ob es zwar mit demselben in Verknüpfung steht. Im ersten Falle nenne ich das Urtheil analytisch, in dem andern synthetisch . . . Wenn ich sage: alle Körper sind ausgedehnt, so ist dies ein analytisch Urtheil. . . . Dagegen wenn ich sage: alle Körper sind schwer, so ist das Prädikat etwas ganz anderes, als das, was ich in dem blossen Begriff eines Körpers überhaupt denke. Die Hinzufügung eines solchen Prädikats giebt also ein synthetisch Urtheil.« (Kritik d. r. Vern. 2. Aufl. S. 10 f.)

Trendelenburg bemerkt dagegen: »Jedes Urtheil ist analytisch. Denn woher käme die Wahrheit des Prädikates, wenn sie nicht im Subjekt begründet läge?« (Logische Untersuchungen 2. Aufl. II. S. 241.)

Unzweifelhaft ist jedes Prädikat mindestens zum Theil im Subjekte begründet. Aber »da sich der Grund nie in der Einheit, sondern in dem Inbegriff mehrer Bedingungen zeigt, so enthält auch das Subjekt, so lange es nur in sich einfach gedacht wird, nicht den vollen Grund.« So ist z. B. in dem Satze: »Der Soldat wird verwundet« das Prädikat nur zum Theil im Subjekte begründet. Kann aber einem Subjekte ein Prädikat beigelegt werden, das nicht in ihm allein gegründet ist, so gibt es synthetische Urtheile.

»Aber jedes Urtheil«, heisst es in den logischen Untersuchungen weiter, »ist eben so sehr synthetisch.« Urtheile, die sonst als analytische zu betrachten wären, sollen deshalb eine Synthesis enthalten, weil Begriffe, die eine allgemeine Natur haben, ihr Prädikat bilden. Letztere weisen nämlich »auf ein Verhältniss verschiedener Begriffssphären hin, und diese Anknüpfung an Anderes ist die stillschweigende Synthesis. So stellt es sich selbst mit dem Urtheil: Der Körper ist ausgedehnt.«

Zunächst kann das Urtheil, dass ein Körper ausgedehnt ist, auch gefällt werden, ohne dass sich der sprachliche Ausdruck mit der Vorstellung verbindet. In diesem Falle hat man offenbar keine Synthesis. Wird aber gedacht, dass einer Vorstellung die Bezeichnung »ausgedehnt« zukomme, so braucht damit nicht der Gedanke verknüpft sein, dass letztere allgemein ist. Es braucht demnach auch keine Anknüpfung an Anderes gedacht werden; ein Urtheil kann aber offenbar nur synthetisch genannt werden wegen desjenigen, was in ihm gedacht ist. Ist aber mit der Bezeichnung der Gedanke ihrer Allgemeinheit verbunden, so hat man nicht mehr das einfache Urtheil: »Ein Körper ist

ausgedehnt« sondern ausserdem ein damit verknüpft, dessen Inhalt die Allgemeinheit der Bezeichnung bildet.

Trendelenburg bemerkt weiter: »Wenn wir den subjektiven Zweck eines Urtheils auffassen, warum wird denn geurtheilt? Etwa, damit man Bekanntes und, was bereits im Subjekte gedacht ist, zum Ueberfluss aussage? Vielmehr wird, was im Subjekt verborgen liegt, im Prädikat als etwas Neues an den Tag gebracht, und es ist das Interesse des Urtheils, dass etwas vor die Seele trete, was in der Vorstellung des Subjektes noch nicht unmittelbar da war. So ist selbst das Urtheil der Verdeutlichung, in welchem Bekanntes, was zurückgetreten war, hervorgehoben wird, ein synthetisches Urtheil.«

Unzweifelhaft kommt zu der Vorstellung eines Gegenstandes Neues hinzu, wenn ein in ihr enthaltenes Element als Prädikat gedacht wird. Die Vorstellung einer Farbe z. B. ist eine verschiedene in der einfachen Vorstellung »Tisch« und in dem Urtheil, worin sie demselben beigelegt wird: Das Urtheil enthält Vorstellungselemente, die sich in der einfachen Vorstellung nicht finden. Man hat also eine Synthesis. Dies hindert aber nicht, die Unterscheidung zwischen analytischen und synthetischen Urtheilen aufrecht zu halten. Denn es bleibt immer ein wesentlicher Unterschied, ob eine Vorstellung auch nur zum Theil in einer andern mitgedacht ist oder nicht. Freilich ist der Ausdruck »analytisch« nicht ganz genau, weil nur eine theilweise Analysis stattfindet. Die Eintheilung würde in dieser Hinsicht korrekt sein, wenn man als Massstab für die Unterscheidung nicht die einzelne Vorstellung eines Gegenstandes sondern das, was überhaupt von demselben gewusst wird, zu Grunde legte. Synthetisch wäre alsdann ein Urtheil, das einem Gegenstande etwas beilegt, was in dem von ihm Gewussten nicht enthalten ist; analytisch ein Urtheil, von dem das Gegentheil gilt. Der genannte Massstab ist jedoch dem Urtheile äusserlich.

Uebrigens behauptet Trendelenburg mit Recht, dass die Eintheilung nur subjektiven Werth hat. Denn der objektive Gesichtspunkt, ob ein Prädikat in dem Subjekte begründet ist oder nicht, liegt sowohl der Kant'schen Auffassung fern, als auch hat er für das Urtheil als solches keine Bedeutung. Es folgt daraus, dass es in vielen Fällen ungewiss bleiben muss, ob ein Urtheil analytisch oder synthetisch ist.

Kant freilich zieht eine feste Grenze. Es soll nach dem

Begriffe des Subjektes bestimmt werden, zu welcher von beiden Klassen ein Urtheil gehört. »Der Körper ist ausgedehnt« ist ein analytisches, »der Körper ist schwer« ein synthetisches Urtheil, weil jenes, nicht aber dieses Prädikat im Begriff des Körpers enthalten ist. Es wird also das Urtheil nicht nach dem Verhältniss des Prädikates zum Subjekte, sondern zum Begriff des Wortes, das zur Bezeichnung des Subjektes dient, eingetheilt. So muss z. B. Kant das Urtheil: »Diese Rose ist roth« als ein synthetisches bestimmen, weil das Rothsein nicht im Begriff der Rose liegt, wenngleich es in der Subjektsvorstellung enthalten ist. Natürlich ist aber eine Eintheilung dem Urtheile äusserlich, die sich auf eine Beziehung, welche das Prädikat zu einem Begriffe hat, der im Urtheile nicht gedacht ist, gründet. Sie ist bedingt durch eine sprachliche Auffassung des Urtheils.

d) Eintheilung der Urtheile nach der Quantität.

Die Urtheile werden der Quantität nach eingetheilt in allgemeine, besondere und Einzelurtheile (universale, partikulare und singulare).

Es mag zunächst bemerkt werden, dass in der Eintheilung der Ausdruck »partikular« ungenau ist. Auch das singulare Urtheil nämlich, dessen Subjekt durch einen allgemeinen Begriff ausgedrückt wird, muss als partikulares angesehen werden, wie dies auch von Aristoteles geschieht. Also darf das besondere Urtheil dem singularen nicht als ein partikulares entgegengesetzt werden.

Wichtiger ist eine zweite Bemerkung über das sogenannte besondere Urtheil. Man hat behauptet, dasselbe schliesse die Möglichkeit des allgemeinen Urtheils nicht aus, es stehe vielmehr das »einige« für »mindestens einige.« (Ueberweg a. a. O. S. 171 u. 257.)

»Ein Theil der Menschen sind Neger« steht also für: »Mindestens ein Theil der Menschen sind Neger« und heisst demnach: »Ein Theil der Menschen sind sicher Neger, vielleicht aber alle«!

Es sollte sich übrigens von vornherein von selbst verstehen, dass »ein Theil« nicht für »mindestens ein Theil« stehen kann. — Mit demselben Rechte hätte Ueberweg sagen können, das singulare Urtheil involvire das besondere und allgemeine, »einer« stehe für »mindestens einer.«

Die besondern und allgemeinen Sätze fassen stets mehrere Urtheile in sich zusammen. Dem Satz: »Einige Menschen sind gut« liegen Urtheile über einzelne Menschen zu Grunde.

Die Eintheilung nach der Quantität berührt das Wesen des Urtheils nicht. Dass sie durch äusserliche Rücksichten bedingt ist, zeigt auch der Umstand, dass nur die Quantität eines der Satztheile, nämlich des Prädikates, berücksichtigt wird.

e) nach der Modalität.

Der Modalität nach theilt man die Urtheile ein in: assertorische, problematische und apodiktische.

a) Apodiktisch ist dasjenige Urtheil, in dem gedacht ist, dass das Prädikat dem Subjekte mit Nothwendigkeit zukomme.

a¹) Man definirt die Nothwendigkeit gewöhnlich als das, was nicht anders sein kann; d. h.: Nothwendig ist das, dessen Nichtsein unmöglich ist, d. h. dessen Nichtsein nothwendig nicht ist. »Unmöglich« ist nämlich nur ein anderer Ausdruck für »nothwendig nicht.«

Es versteht sich nun von selbst, dass der Begriff der Nothwendigkeit dadurch nicht bestimmt wird, dass von etwas, das nothwendig ist, ausgesagt wird, dass sein Nichtsein nothwendig nicht ist. Oder heisst etwa aus einer Nothwendigkeit eine andere Nothwendigkeit folgern den Begriff der Nothwendigkeit definiren? Wird der Begriff des Zwanges dadurch bestimmt, dass gesagt wird, Jemanden zu etwas zwingen heisst: ihn zwingen, dass er es nicht nicht thut?

Man hat andererseits den Begriff der Nothwendigkeit durch die Gesammtheit der Bedingungen des als nothwendig gedachten Gegenstandes zu bestimmen gesucht. Das, in dessen Auffassung das Bewusstsein der Nothwendigkeit entsteht, bildet nicht ihr Wesen; durch das, was nöthigt, kann nicht der Begriff des Nöthigens bestimmt werden.

Eine Definition des Begriffes der Nothwendigkeit ist unmöglich. Wohl aber kann man ihn durch verwandte Begriffe erläutern. So lässt sich etwa sagen, dass Nothwendigkeit ein auf's Denken ausgeübter Zwang ist.

a²) Man unterscheidet eine doppelte Art der Nothwendigkeit: eine reale und logische.

Da der Begriff derselben einen von Vorstellungen auf's Denken ausgeübten Zwang involvirt, so versteht sich von selbst, dass den Dingen an sich keine Nothwendigkeit zukommt.

Zur Aufstellung einer doppelten Nothwendigkeit hat die Verschiedenheit der Gründe derselben Veranlassung gegeben. Sie können nämlich Ursachen des nothwendigen Gegenstandes sein oder nicht. Der Satz: »Dieser Mann hat nothwendig den Mord begangen« kann heissen: aus dem Zustande seiner Seele und den auf sie einwirkenden Eindrücken folgte mit Nothwendigkeit die That; oder: die Umstände ergeben mit Nothwendigkeit, dass dieser Mann und kein anderer das Verbrechen verübt hat. Kann man nun etwa — abgesehen davon, dass es ungenau ist, von einer Nothwendigkeit, die Dingen zukommt, zu sprechen — sagen, dass der Satz im ersten Falle eine reale, im letztern eine logische Nothwendigkeit enthalte? Es müssten dann die Gründe, die Ursachen des als nothwendig Gedachten sind, und die dies nicht sind, sich wie etwas Reales und Logisches gegenüberstehen. Es sind aber Blutspuren, Anwesenheit der Person am Orte des Verbrechens u. s. w. ebensowohl etwas Reales wie die Ursachen des Mordes.

α^3) Man hat noch aus einem andern Grunde eine doppelte Nothwendigkeit unterschieden. »Es giebt«, sagt Ulrici (Zeitschrift für Philosophie Bd. 57 S. 119), »eine doppelte Denknothwendigkeit, jene erste, welche vom realen Faktor, d. h. von der Einwirkung des reellen Seins auf unser Denken ausgeht und in den sich uns aufdrängenden Sinnesempfindungen, Gefühlen, Perceptionen — die wir haben müssen, und an deren Bestimmtheit wir nichts ändern können — sich äussert, worauf alle Thatsächlichkeit resp. der Thatenbeweis beruht, und die zweite (die man die Denknothwendigkeit im engern Sinne . . . nennen kann), welche dem Denken selber inhärrt, seine Selbstthätigkeit bestimmt und leitet und in den logischen Gesetzen, Normen und Formen sich manifestirt.«

Auch diese Unterscheidung ist unserer Ansicht nach unhaltbar. Wenn die durch Einwirkung des reellen Seins hervorgebrachten Empfindungen und Vorstellungen nothwendig genannt werden, so wird die Nothwendigkeit einer Wirkung gedacht. Geschieht etwas Anderes, wenn irgend eine andere Veränderung als nothwendige Folge ihrer Ursache aufgefasst wird? Wird eine elektrische Erscheinung nothwendig genannt, so wird gedacht, dass die Kraft der Elektrizität im Zusammenwirken mit andern Kräften diese Erscheinung nothwendig hervorbringe. Wird eine Vorstellung nothwendig genannt, so wird gedacht, dass die Seele und

der betreffende Gegenstand im Zusammenwirken die Vorstellung nothwendig hervorbringen. Was ist also für ein Unterschied zwischen der einen und andern Nothwendigkeit? Freilich sind die Gegenstände, an die sich das Bewusstsein derselben knüpft, verschieden. Soll aber die Nothwendigkeit nach diesen eingetheilt werden, so sind nicht zwei, sondern drei Arten derselben zu unterscheiden: 1) eine Nothwendigkeit der äussern Dinge, 2) eine Nothwendigkeit des Zusammenwirkens des Aeussern und des Psychischen, 3) eine Nothwendigkeit des Psychischen. Es wird nämlich Niemand läugnen, dass den Gegenständen nach die dritte Art der Nothwendigkeit von der ersten weiter absteht als die zweite, dass demnach jene beiden dieser gegenüber nicht zusammengefasst werden dürfen. Es ist nun aber natürlich für den Begriff der Nothwendigkeit die Verschiedenheit der Gegenstände gleichgültig.

Wie liesse sich also Ulrici's Eintheilung aufrecht halten? Die Denknothwendigkeit im engern Sinne, sagt er, inhärrt dem Denken. Inhärrt die Nothwendigkeit der Verknüpfung einer elektrischen Erscheinung und ihrer Ursache dem Denken mehr als die Nothwendigkeit der Verknüpfung einer Vorstellung und ihrer Ursache? Dies ist unmöglich. Ueberhaupt ist die Nothwendigkeit ein auf's Denken ausgeübter Zwang.

Die Denknothwendigkeit im engern Sinne soll die Selbstthätigkeit des Denkens bestimmen. Diese wird jedoch unserer Ansicht nach auch bestimmt, wenn eine Vorstellung als nothwendig gedacht wird.

Jene Denknothwendigkeit, heisst es weiter; manifestirt sich in den Gesetzen und Normen des Denkens. Es steht jedoch auch der Gedanke, dass eine Vorstellung eine nothwendige Wirkung des reellen Seins ist, unter Denkgesetzen. Es müsste sonst der Gedanke einer Verknüpfung von Ursache und Wirkung bald unter Denkgesetzen stehen, bald nicht. — Dass die Nothwendigkeit überhaupt nur möglich ist unter Voraussetzung von Gesetzen des Denkens, ist nichts als ein analytischer Satz. Oder fällt der Zwang, etwas anzunehmen, nicht weg, wenn das Denken frei von Gesetzen, also willkürlich annehmen kann, was es will?

β) Problematisch ist dasjenige Urtheil, in dem gedacht ist, dass es möglich sei, dass das Prädikat dem Subjekte zukomme.

β^1) Etwas ist möglich heisst nichts Anderes, als das Nichtwirklichsein desselben ist nicht nothwendig.

Der Begriff wird deshalb gewöhnlich anders gefasst, weil der Gedanke der Möglichkeit mit der Reflexion auf die Gründe für die Wirklichkeit konfundirt wird. So enthält z. B. der Satz: »Der Kern kann ein Baum werden« nicht allein die Möglichkeit sondern auch Gründe für die Wirklichkeit, indem der Kern ein Theil der Elemente ist, welche die Ursache des Baumes bilden. Sofern aber das Baumwerden des Kernes als möglich gedacht wird, wird auf die Gründe für die Wirklichkeit nicht reflektirt. — Auch betrachtet man fälschlich Wörter als Bezeichnung der Möglichkeit, die mehr enthalten. So involvirt z. B. das Wort »vielleicht« die Möglichkeit, aber es drückt ausserdem eine Beziehung auf Gründe für die Wirklichkeit aus.

Versteht man unter blosser Möglichkeit nicht das, was in der obigen Definition angegeben ist? Oder handelt es sich bei Definition der Möglichkeit nicht um die blosse Möglichkeit? Ein Begriff, der definirt werden soll, muss rein für sich gefasst werden. Was würde man sagen, wenn bei Definition der Gerechtigkeit etwa aus dem Grunde nicht das Wesen der blossen Gerechtigkeit bestimmt werden sollte, weil stets Anderes mit derselben verbunden ist?

Wie könnte ferner »nicht möglich« oder »unmöglich« bezeichnen: »nothwendig nicht«, wenn die Möglichkeit den Begriff hätte: es sind Gründe da für das Wirklichsein von etwas? Es müsste in diesem Falle »nicht möglich« bedeuten: es sind keine Gründe da für das Wirklichsein von etwas — natürlich ein ganz anderer Gedanke, als das Sein von etwas ist nothwendig nicht.

β^2) Man unterscheidet eben so wie eine reale und logische Nothwendigkeit auch eine reale und logische Möglichkeit. Eine reale Möglichkeit sollen die Dinge enthalten, welche einen Theil der Ursache eines andern Dinges in sich vereinigen. So soll z. B. der Kern die Möglichkeit haben, Baum zu werden. Es ist offenbar zweierlei, bestimmte Elemente in sich zu enthalten oder die Möglichkeit, dass aus denselben etwas wird. Dass den Dingen letztere nicht zukommt, zeigt der Begriff der Möglichkeit. Er involvirt nämlich die Beziehung einer Vorstellung auf die Wirklichkeit, er schliesst also ein Denken in sich. Kommt dieses den Dingen zu?

Kann man nun aber trotzdem nicht vielleicht deshalb die Unterscheidung der realen und logischen Möglichkeit aufrecht halten, weil Dinge so beschaffen sind, dass sie den Gedanken einer Möglichkeit zulassen? Auch die sogenannte logische Möglichkeit setzt voraus, dass die Dinge als so beschaffen gedacht werden, dass sie das Nichtsein des Gedankens nicht mit Nothwendigkeit involviren, also seine Möglichkeit zulassen. So ist z. B. der Gedanke: »Dieses (nicht wirkliche) Ereigniss ist möglich« dadurch bedingt, dass das Wirkliche als so beschaffen gedacht wird, dass es das Nichtsein des Ereignisses nicht mit Nothwendigkeit in sich schliesst. Es bleibt also nichts, was den Unterschied begründen könnte, als der sprachliche Ausdruck, der im einen Falle die Möglichkeit den Dingen als Prädikat beilegt, im andern nicht.

Oder will man etwa die logische Möglichkeit auf die Möglichkeit des Gedankens in sich, d. h. darauf beschränken, dass der Gedanke keinen Widerspruch in sich enthält? Es ist zunächst klar, dass das Wort »logisch« eine derartige Bedeutung nicht haben kann. Ferner wird auch der Begriff der Möglichkeit durch den Unterschied nicht berührt. Die Möglichkeit eines Gedankens in sich drückt nichts Anderes aus, als dass keines von den Elementen desselben nothwendig macht, dass er nicht wirklich ist.

Es darf also in der Logik keine doppelte Möglichkeit unterschieden werden.

γ) Die assertorischen Urtheile sollen die Wirklichkeit der Verbindung von Subjekt und Prädikat ausdrücken. Es versteht sich von selbst, dass das einfache logische Urtheil nicht assertorisch ist. In demselben wird nur das Prädikat dem Subjekte beigelegt; auf die Wirklichkeit dieser Verbindung aber gar nicht reflektirt. (vgl. S. 18 f.)

δ) Ist nun die Eintheilung der Urtheile nach der Modalität aufrecht zu halten? Offenbar ist diese Frage zu verneinen, wenn der assertorische, problematische und apodiktische Satz nicht als Ein Urtheil, sondern als eine Zusammensetzung aus mehreren zu fassen ist. Abgesehen hiervon aber ist die Eintheilung zu enge. Sie schliesst zunächst die einfachen Urtheile aus. Ferner involvirt der Begriff der Möglichkeit nicht den der Wahrscheinlichkeit und überhaupt nicht den Gedanken, dass Gründe für die Wirklichkeit da sind. (vgl. S. 58.)

f) nach der Qualität. — Die Negation.

α) Der Qualität nach sind die Urtheile eingetheilt worden in positive, negative und limitirende. Dass die dritte Klasse aus der Eintheilung auszuschneiden sei, ist von Andern hinlänglich bewiesen worden. Ist dieselbe im Uebrigen richtig?

Der negative Satz drückt aus, dass keine Verbindung zwischen Subjekt und Prädikat besteht. Er setzt voraus, dass vorher eine solche gedacht oder als gedacht gesetzt ist; letzteres in Sätzen wie: »Ein Baum ist kein Stein.« Er beruht nämlich darauf, dass ein Urtheil mit der Wirklichkeit verglichen und als mit derselben nicht übereinstimmend gedacht wird. Die Eintheilung wäre nun nur dann richtig, wenn der Begriff des Urtheils eine bestimmte Beziehung von Vorstellungen und zugleich ihre Negation bezeichnen könnte. Kein anderer Begriff hat eine derartige Bedeutung. Ausserdem ist es offenbar wissenschaftlich wichtig, für die einfache Denkfunktion eine sprachliche Bezeichnung zu haben. Also ist die oben gegebene Definition des Urtheils berechtigt und demnach die Eintheilung nach der Qualität zu verwerfen.

β) Hat die Negation objektive Gültigkeit? Das Wort heisst in der eigentlichen Bedeutung nichts Anderes als Aussage, dass etwas nicht ist. Wenn jedoch Dingen die Negation beigelegt wird, so soll der Ausdruck natürlich das Nichtsein bedeuten. Wird nun von etwas gesagt, dass es nicht ist, so heisst das: dieses etwas existirt nur in der Vorstellung nicht in der Wirklichkeit. Es folgt daraus, dass, wenn einem Dinge das Nichtsein des Andern zukäme, ihm dies Andere als Vorstellung zukommen müsste, die nicht wirklich ist.

Nur dem vergleichenden Denken gehört das Nichtsein an. Es wird aber auf die Dinge übertragen, gerade wie die Nothwendigkeit und Möglichkeit. Objektive Gültigkeit hat die Negation insoweit, als sie von etwas Objektivem Subjektives fern hält. Jedes Bestimmte ist nämlich als solches nicht etwas Anderes.

γ) Der negative Satz enthält stets die Beziehung zweier Begriffe. Wie ist es trotzdem möglich, dass das Wort »nicht«, das zum sprachlichen Ausdruck der Negation verwandt wird, auch mit einem einzelnen Begriffe verbunden werden kann? Mit andern Worten: Wie sind sogenannte kontradiktorisch entgegengesetzte Begriffe möglich? Der

Gedanke und der sprachliche Ausdruck müssen unterschieden werden. In den Ausdrücken »nicht-Mensch«, »nicht-weiss« fehlt die eine der beiden Vorstellungen, deren Urtheilsverhältniss im negativen Satze geläugnet wird, nicht aber in den Gedanken, die den Ausdrücken zu Grunde liegen. Sie enthalten stets ein Subjekt, dem der mit »nicht« verbundene Begriff als Prädikat abgesprochen wird. Die Verbindung des »nicht« mit einem einzelnen Worte bietet also nur eine scheinbare Schwierigkeit; die Sprache ist hier wie in so vielen andern Fällen nicht der adäquate Ausdruck des Gedankens.

Man hat ferner darüber gestritten, was die sogenannten kontradiktorisch entgegengesetzten Begriffe bedeuten. Ist mit dem Ausdruck »nicht-weiss« alles gemeint, was nicht weiss ist, z. B. auch Vorstellungen und Handlungen, oder ist in demselben nur die spezifische Differenz negirt, die den Gattungsbegriff »farbig« zu dem Artbegriff »weiss« determinirt und bedeutet demnach »nicht - weiss« alles Far-bige, das nicht weiss ist? Die Antwort ist sehr einfach: »Nicht-weiss« drückt weder das Eine noch das Andere aus, es lässt das Subjekt, dem das Prädikat »weiss« abgesprochen wird, unbestimmt. Dem sprachlichen Ausdrucke nach können also nicht bloss die beiden genannten Subjekte gedacht sein, sondern jede Vorstellung, die nicht weiss ist. Was wirklich gedacht ist, muss aus dem Zusammenhange der Gedanken bestimmt werden. Ist z. B. vorher von farbigen Stoffen die Rede gewesen, und es wird dann gesagt: »das nicht-Weisse gefällt«, so versteht es sich von selbst, dass dasselbe nur die besprochenen Stoffe bedeutet, die nicht weiss sind. Ausserdem gibt es auch Vorstellungen, von denen sich von vornherein sagen lässt, dass sie nicht Subjekte eines kontradiktorisch entgegengesetzten Begriffes sind. So liegt z. B. im gewöhnlichen Denken dem Ausdruck »nicht-weiss« nie der Gedanke zu Grunde: Alles Seiende, das nicht weiss ist; aus dem einfachen Grunde, weil es sinnlos wäre, alles nicht-Weisse, das Farblose wie Handlungen einbegriffen, dem Weissen gegenüber zusammenzufassen.

δ) Aristoteles sagt: *Ὅσαι μὲν ἀντιφάσεις τῶν καθόλου εἰσὶ καθόλου, ἀνάγκη τὴν ἑτέραν ἀληθῆ εἶναι ἢ ψευδῆ, καὶ ὅσαι ἐπὶ τῶν καθ' ἕκαστα, οἷον ἔστι Σωκράτης λευκός — οὐκ ἔστι Σωκράτης λευκός; ὅσαι δὲ ἐπὶ τῶν καθόλου μὲν, μὴ καθόλου δέ, οὐκ αἰεὶ ἢ μὲν ἀληθῆς ἢ δὲ ψευδής. (Περὶ ἑρμηνείας p. 17 b. 26.) Ἀντικεῖσθαι κατὰ φασιν ἀποφάσει λέγω ἀντιφατικῶς τὴν τὸ καθόλου*

σημαίνουσιν τῷ αὐτῷ ὅτι οὐ καθόλου, οἷον πᾶς ἄνθρωπος λευκός — οὐ πᾶς ἄνθρωπος λευκός, οὐδεὶς ἄνθρωπος λευκός — ἔστι τις ἄνθρωπος λευκός.*) (p. 17 b. 16.)

Ist es richtig, dass entweder der Satz: »Alle Menschen sind weiss« oder der Satz: »Nicht-alle Menschen sind weiss« wahr sein muss? Gilt dasselbe von den beiden Sätzen: »Kein Mensch ist weiss« und »Irgend ein Mensch ist weiss«? Involvirt zunächst der Satz: »Nicht-alle Menschen sind weiss« den Gedanken: »Kein Mensch ist weiss«? Ist dies nämlich nicht der Fall, so ist nicht entweder der Satz: »Alle Menschen sind weiss« oder der Satz: »Nicht-alle Menschen sind weiss« wahr, weil noch ein Drittes möglich ist, nämlich, dass kein Mensch weiss ist.

Es lässt der Ausdruck »nicht-alle« an und für sich die Vorstellung oder den Begriff, dem das »alle« abgesprochen wird, völlig unbestimmt; er lässt also die Möglichkeit für das »kein« offen. Es ist aber vorhin bemerkt worden, dass die Bedeutung eines kontradiktorisch entgegengesetzten Begriffes durch den Zusammenhang bestimmt werde. Aus der Stellung nun, die das »nicht-alle« im Satze hat, folgt, dass es nicht die Bedeutung von »kein« haben könne. Denn wofern gedacht wird, dass keine Verbindung zwischen Subjekt und Prädikat besteht, muss diese Verbindung, und nicht die Zahl der im Subjekte zusammengefassten Vorstellungen verneint werden. Der Satz: »Nicht-alle Menschen sind weiss« kann also nicht bedeuten: »Kein Mensch ist weiss.«

Uebrigens bezeichnet auch Aristoteles selbst die Urtheile, deren Quantität durch »nicht-alle« ausgedrückt ist, als partikulare. *Γίνεται*, sagt er z. B. *Ἀναλ. πρωτ II. p. 59 b. 26*, *ἢ ἑτέρα πρότασις ἐν μέρει, ὥστε καὶ τὸ συμπέρασμα ἔσται κατὰ μέρος. ἔστω γὰρ κατηγορικὸς ὁ συλλογισμὸς, καὶ ἀντιστρεφέσθω οὕτως. οὐκοῦν εἰ τὸ Α οὐ παντὶ τῷ Γ, τῷ δὲ Β παντί, τὸ Β οὐ παντὶ τῷ Γ.*

Aristoteles ist also im Irrthum, wenn er sagt, dass entweder der Satz: »Alle Menschen sind weiss« oder der Satz: »Nicht-alle Menschen sind weiss« wahr sei.

In dem zweiten Paar von entgegengesetzten Sätzen wandelt er selbst den negativen Ausdruck in einen positiven um; er substituirt dem *οὐχ οὐδεὶς* das *τίς*. Es soll

*) Aristoteles ist ungenau im Gebrauche des Wortes *ἀντίφασις*. Er sagt a. a. O. 17 a. 33: *ἔστω ἀντίφασις τοῦτο· κατὰφασις καὶ ἀπόφασις αἱ ἀντικείμεναι.*

wahr sein: entweder dass kein Mensch weiss ist, oder dass irgend ein Mensch weiss ist. Dass das $\tau\acute{\iota}\varsigma$, das ein partikulares Urtheil bezeichnet, nicht das $\pi\acute{\alpha}\varsigma$ involvirt, ist klar. Es ist also ein Irrthum, dass einer der beiden Sätze nothwendig wahr sein müsse.

Wahr ist entweder die Bejahung oder die Verneinung eines Satzes; aber die Verneinung der Quantität ist nicht die Verneinung des Satzes. Wahr ist entweder, dass alle Menschen weiss sind, oder dass es nicht der Fall ist, dass alle Menschen weiss sind. So stellt auch Aristoteles (*Περὶ ἑρμηνείας* p. 18 a. 14) ganz richtig dem Satze $\pi\acute{\alpha}\varsigma \text{ ἄνθρωπος λευκός ἐστιν}$ den Satz $\text{οὐκ ἔστι } \pi\acute{\alpha}\varsigma \text{ ἄνθρωπος λευκός}$ als einen kontradiktorischen entgegen. Aber es ist zweierlei: $\text{οὐκ ἔστι } \pi\acute{\alpha}\varsigma \text{ ἄνθρωπος λευκός}$ und $\text{οὐ } \pi\acute{\alpha}\varsigma \text{ ἄνθρωπος ἐστι λευκός}$.

Mit gleichem Rechte wie den letztern Satz hätte Aristoteles auch den konträren Gegensatz als kontradiktorisch bezeichnen können. Der kontradiktorische Gegensatz lässt nämlich die Möglichkeit offen sowohl für das »kein«, als für das »irgend ein.«

Den Irrthum des Aristoteles scheint ausser dem Umstande, dass das $\text{οὐ } \pi\acute{\alpha}\varsigma$ der kontradiktorische Gegensatz des $\pi\acute{\alpha}\varsigma$ ist, besonders das veranlasst zu haben, dass zwischen den Sätzen: »Alle Menschen sind weiss« und »Nicht-alle Menschen sind weiss« nichts in der Mitte liegt. Natürlich ist es aber gleichgültig, ob die dritte Möglichkeit eine mittlere ist oder nicht.

Die irrige Aristotelische Ansicht herrscht auch heute noch. (vgl. z. B. Ueberweg a. a. O. § 72; wobei freilich auch das oben S. 54 f. Gesagte zu beachten ist.)

Druck von A. Haack in Berlin.

Luthe, Werner,

Beiträge zur Logik

Bd.: 1

Berlin (1872)

Ph.sp. 518 r-1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11017980-9